

DER LANDSER GROSSBAND

Osterr. S. 14.— Italien L. 300.— Span. Ptas 36.— Belg. frs 36.—
Schweiz sfr 2,40.— Luxemburg frs 36.— Holland fl. 2,20

1,80 DM

372

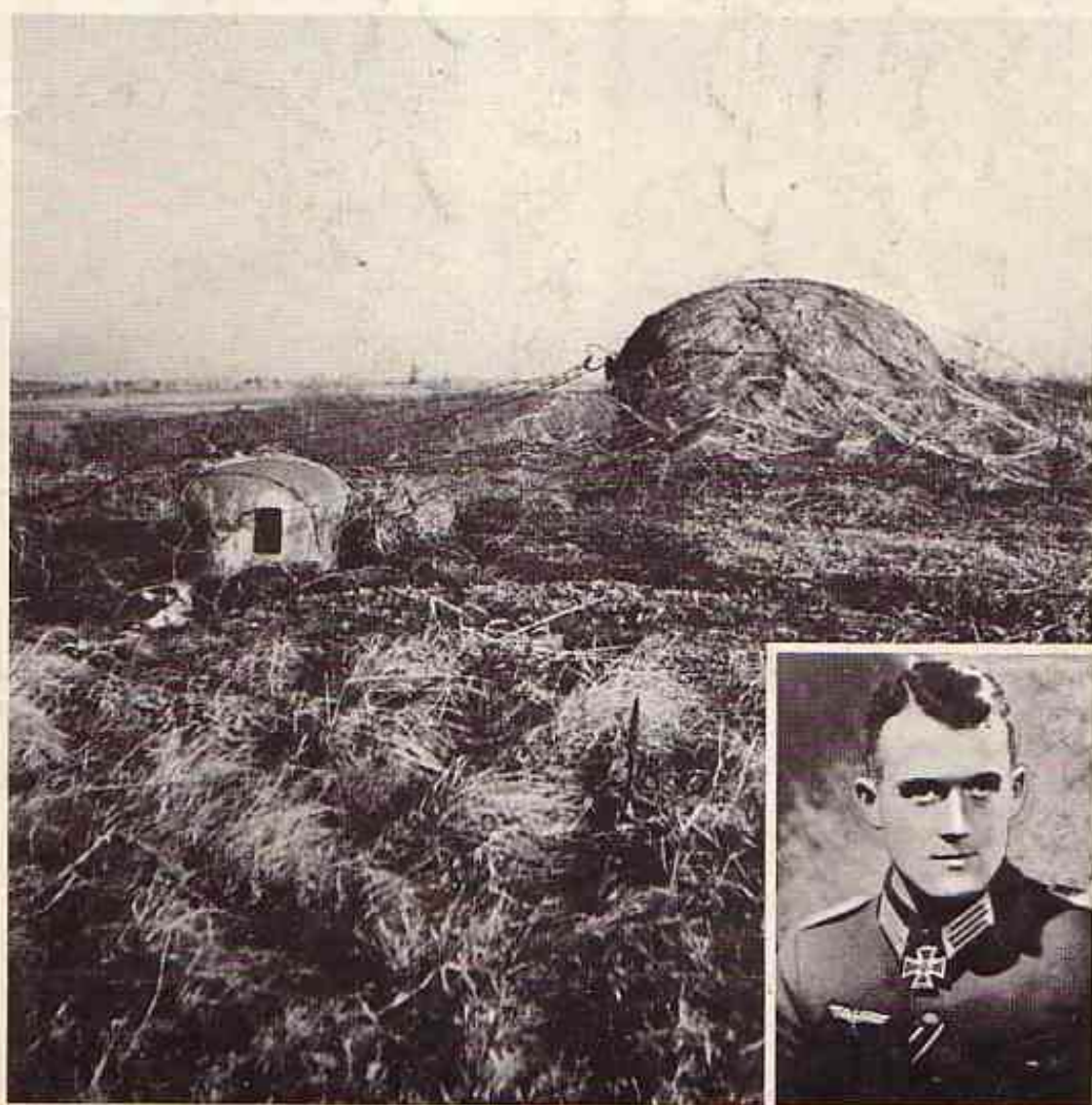
Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

MIT MAGAZIN UND DOKUMENTARISCHER BILDBEILAGE

W. Brockdorff

Siegfried Grabert

Der erste Ritterkreuzträger der „Brandenburger“. —
(2. neu bearbeitete Auflage)



DER LANDSER GROSSBAND

372 – Siegfried Grabert, von W. Brockdorf

Der erste Ritterkreuzträger der „Brandenburger“

Das Festungswerk „Hochwald“

Eine historisch-technische Übersicht

Der Hochwald verläuft als bewaldeter Höhenrücken am Ostrand der Vogesen und wird durch das Tal der Sauer vom Hauptkamm dieses Mittelgebirges getrennt. Steil steigt er aus der unterelsässischen Ebene auf und überragt sie um etwa 250 Meter. Hier wurde beim Bau der französischen Maginot-Linie vor dem II. Weltkrieg die „Großgruppe Hochwald“ errichtet. Aufgabe dieser Festungsanlage sollte es sein, gemeinsam mit den Befestigungen zwischen Rhein und Vogesen einen deutschen Einfall über die Lauter und in Verbindung mit den Werken bei Lembach ein deutsches Vorgehen durch den Ostteil der Vogesen in das Unterelsaß in Flanke und Rücken der Rheinstellung zu verhindern.

Die Hauptanlagen der „Großgruppe Hochwald“ gruppierten sich um den „Stiefelsberg“, und zwar mit den unterirdisch untereinander verbundenen Kern-Ost- und Westwerken. Außerdem gehörten zur Großgruppe noch die vorgeschobenen Werkanlagen auf dem Osthang bei Kleeberg und auf dem Westhang um Klimbach. Der Haupteingang lag südostwärts des Pfaffenschlickpasses im Nordhang einer Schlucht und führte in einer Tiefe von etwa 70 Meter in das Kernwerk. Er konnte durch ein Stahlgitter und ein mächtiges Eisentor verschlossen werden und war durch seitliche Kasematten geschützt. Später wurden noch zwei weitere Eingänge und ein geheimer Notausgang angelegt, der sich - verbunden durch einen mehrere Kilometer langen unterirdischen Gang - in einem entfernteren Dorf befand. Das Kernwerk besaß einen 6 m breiten, 7 m hohen und 5 Kilometer langen Haupttunnel mit einer elektrischen Schmalspurbahn. Außerdem gab es eine Reihe von tunnelartigen Nebengängen mit einer Gesamtlänge von rund 12 Kilometern. Etwa 650 m vom Eingang entfernt gelangte man in einer Tiefe von 80 m in den Gefechtsstand des Festungskommandanten. Weiter waren in diesem tiefen, unterirdischen Labyrinth Befehls- und Kommandostellen, Unterkünfte für die Besatzung, Küchen, Lazarette, Maschinenräume, Verpflegungsmagazine, Munitionslager usw. installiert. Die Munitionsausstattung betrug z. B. 2 Millionen Schuß Artilleriemunition und 10 Millionen Schuß MG-Munition. Die Lebensmittelversorgung war auf die Dauer von einem dreiviertel Jahr gesichert, auch war genug Wasser vorhanden. Die Kosten für die ganze Großgruppe, die als uneinnehmbar gelten konnte, betrugen zur damaligen Zeit 100 Millionen Reichsmark.

Das Ostwerk bestand aus sieben einzelnen Kampfblocks mit einem 13,5-cm-Geschütz und acht 7,5-cm-Geschützen in 12 Panzerkuppeln. Das Westwerk besaß 5 Kampfblocks mit 11 Panzerkuppeln und zwei 13,5-cm- sowie sieben 7,5-cm-Geschützen. Zu dieser artilleristischen Bewaffnung in dreh- und versenkbaren Panzertürmen kam noch eine Anzahl Pak und schwere Maschinengewehre. Zwischen und vor den Werken verliefen außerhalb ein 15-20 m breites Stacheldrahthindernis und ein 5 m tiefer und 8 m breiter Panzergraben mit einzelnen Pakständen dazwischen. Um zusätzlich eine Bereitstellung und Annäherung zu erschweren, lagen noch 12 Einzelbunker im Zwischengelände, die jedoch mit der Hauptfestung nicht verbunden waren.

„Hochwald“ gehörte zu jenen Großwerken, die von den deutschen Truppen bei ihrem Durchbruch durch die Maginot-Linie im Westfeldzug 1940 nicht direkt angegriffen, sondern nur eingeschlossen, schwer beschossen und bombardiert wurden. Die Werkgruppe selbst unterstützte den Abwehrkampf im Durchbruchsraum durch starkes Artilleriefeuer und verschoß in den Tagen vom 14.-24. 6. 1940 rund 23.000 Granaten. Auch als am 25. 6. 1940 der Waffenstillstand im Westen in Kraft getreten war, gab die Besatzung noch nicht auf. Erst am 30. 6. abends übergab Colonel Schwarz auf ausdrücklichen Befehl der französischen Regierung die wiederholt schwer getroffene, doch im Kampf nicht genommene Werkgruppe an die Deutschen. Mit dem Festungskommandanten gingen 50 Offiziere und 1.100 Mann unbesiegt in die Gefangenschaft. - Die „Großgruppe Hochwald“ aber hat die Zeit überdauert und besteht heute noch.

Vorwort

Wenn hier über den Ritterkreuzträger Hauptmann Siegfried Grabert berichtet wird, sollte zuvor einiges über die Division „Brandenburg“ gesagt werden, um das Folgende aus der richtigen Perspektive werten zu können. Für die „Brandenburger“ gibt es innerhalb der Divisionen der Deutschen Wehrmacht keinen Vergleich. Der Kampfstil dieser Sondereinheit entsprach einer Kriegführung, die bis dahin nur bei unseren damaligen Gegnern im Rahmen ähnlich gearteter Einheiten üblich war.

Nach dem Krieg haben die Alliierten den Artikel 23 der Haager Landkriegsordnung entsprechend geändert und den Einsatz von Geheimkommandos hinter den feindlichen Linien ausdrücklich gebilligt. Damit wurden auch der Kampfstil und Einsatz der „Brandenburger“ nachträglich sanktioniert.

Als eine Truppe zur Durchführung begrenzter taktischer Aufgaben der Abwehr waren die „Brandenburger“ weder eine Erfindung des Chefs der deutschen Abwehr, Admiral Canaris, noch überhaupt eine spezifisch deutsche Formation. Die Alliierten hatten bereits jahrelang vorher Truppenteile dieser Art aufgestellt und unterhalten sie bis zum heutigen Tage.

In Nordafrika zum Beispiel operierte die den „Brandenburgern“ ähnliche britische „Long Range Desert Group“ des Obersten Stirling hinter den deutschen Linien und sprengte Flugzeuge, Brennstoff- und Munitionslager und Verkehrswege. Oberst Stirling mit seiner Truppe war indessen nur das Sonderkommando einer viel größeren Einheit des offensiven Nachrichtendienstes der Engländer, die unter der Bezeichnung „Commands“ von Lord Louis Mountbatten kommandiert wurde und im rücksichtslosen Einsatz in fast jedem Winkel der Erde stand.

Als Oberst Stirling seinerzeit in der Nähe von Tobruk Generaloberst Rommel entführen und das Hauptquartier des Deutschen Afrikakorps vernichten wollte, kämpfte in seiner Einheit sogar der Nefie des britischen Feldmarschalls Lord Alexander. Auch Randolph Churchill, der Sohn des damaligen Premierministers von England, stand in Stirlings Reihen. Nachdem Stirling einige hundert Kilometer hinter den deutschen Linien von der Brandenburger-Tropen-Kompanie unter Fritz von Koenen gestellt werden konnte, wurde er zu einem der am besten bewachten Gefangenen der Deutschen Wehrmacht.

Die Amerikaner hatten ihre „Rangers“ in Ostasien und Afrika ebenso im Einsatz wie in Europa. Die taktische Gruppe des US-Geheimdienstes, die im OSS (Office of Strategic Services) zusammengefaßt war, wurde von General Bill Donovan geführt. Die „Rangers“ haben ihren Endkampf um Aachen und um die Brücke in Saarlautern nachweislich in deutschen Uniformen geführt - um nur zwei Beispiele zu erwähnen.

General de Gaulle verfügte während des Zweiten Weltkrieges ebenfalls über eine taktische Truppe der Abwehr, die jedoch bald unter britische Führung kam. David Stirling machte sich auch mit diesen SAS-Truppen (Service Air Spezial) einen Namen. So haben zum Beispiel SAS-Kommandos in Italien den Gefechtsstand einer deutschen Division überfallen und den General mit seinem gesamten Stab erschossen.

Die Russen schließlich unterhielten eine ganze Reihe ähnlicher Organisationen, die alle unter dem Sammelbegriff „Partisanen“ liefen. Aber die taktischen Partisanenverbände in dem von der Wehrmacht besetzten Hinterland waren nur ein Teil der riesigen Organisation.

Die Division „Brandenburg“ begann ihre Entwicklung als „Bau-Lehr-Kompanie z. B. V. 800“ und galt als die Haustruppe von Admiral Canaris. Aus einem Bataillon entwickelte sich diese Spezialeinheit bald zum Regiment und schließlich bis zur Division. Ihr waren die merkwürdigsten Legionärs-Einheiten des Zweiten Weltkrieges angegliedert. Es gab eine „Persische Kompanie“, eine „Indische Legion“, eine „Afghanische Kompanie“, eine „Arabische Legion“, die „Deutsch-Arabische Brigade“, die „Montenegrinische Legion“, die „Muselmanische Legion“, um nur einige zu nennen.

Die „Brandenburger“ verfügten außerdem über zahlreiche Spezialtruppenteile: „Küstenjäger-Abteilung“, „Tropen-Kompanie“, „Fallschirmjäger-Abteilung“, „Streifen-Korps“, „V-Abteilung“, „Gebirgsjäger-Abteilung“ usw.

Einsatzgebiet der „Brandenburger“ war praktisch der gesamte Erdball. In Hunderten von Kommandos waren sie in Amerika, Afrika, Asien, Australien und in allen europäischen Ländern bis zum Nordpol tätig.

Siegfried Grabert, um den es hier geht, gehörte mit seiner vorwiegend aus Freiwilligen und Studenten zusammengesetzten 8. Kompanie nicht zu den abenteuerlichen Kommandos der Geheimtruppen. Er stand an der Front und kämpfte dort in dem von ihm geprägten Stil der „Brandenburger“.

Mit Rücksicht auf noch lebende Personen sind manche Namen leicht verändert oder Schauplätze geringfügig verschoben, was den historischen Wert dieses Berichtes nicht beeinträchtigen dürfte.

Werner Brockdorff

SIEGFRIED GRABERT

Siegfried Grabert wurde am 11. Januar 1916 als Sohn eines Oberschulrates in Schorndorf/Württemberg geboren. In Ludwigsburg besuchte er das Gymnasium, legte 1934 das Abitur ab und ging anschließend als Freiwilliger zur Deutschen Wehrmacht. Infolge einer schweren Sportverletzung mußte er seinen Dienst quittieren und trat als Leutnant a. D. aus der Wehrmacht aus. In Tübingen studierte er fünf Semester Medizin. Durch den Reichsstudentenführer Scheel wurde Grabert zur Arbeit im Ausland herangezogen, was ihn zwangsläufig mit der deutschen Abwehr in Berührung brachte.

Das Sommersemester 1939 verbrachte Grabert in Kiel, doch kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges befand er sich im Südostraum. Wenige Tage vor Kriegsbeginn wurde er nach Wien zurückgeholt und nach Breslau geflogen. Im direkten Auftrag von Admiral Canaris und Oberst (General) von Lahousen übernahm Siegfried Grabert den „Industrieschutz Oberschlesien“, zu dem er auch seine Tübinger und Kieler Kommilitonen heranzog und aus dem er die „Deutsche Kompanie“ schuf, mit der er wenige Stunden vor Beginn des Krieges wichtige Industrieanlagen im polnischen Oberschlesien besetzen und vor der Zerstörung retten konnte.

Mit diesem erfolgreichen Unternehmen hatte Grabert den späteren Stil der „Brandenburger“ vorweggenommen. Im Oktober 1939 zog er mit seinen Männern der „Deutschen Kompanie“ in die Generalfeldzeugmeister-Kaserne in Brandenburg/Havel ein und bildete den Stamm für die später berühmt gewordene Division „Brandenburg“.

Graberts Einsätze im Westfeldzug, auf dem Balkan und in Rußland hatten oft entscheidende Bedeutung für die in seinem Bereich operierenden Verbände der Wehrmacht. Als er die Brücke über den Wardar besetzte und damit eine rasche Eroberung von Saloniki ermöglichte, wurde er am 10. 6. 41 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. An den Brücken über den großen Damm zwischen Rostow und Bataisk ist Grabert im Juli 1942 gefallen.

Die Abwehrstelle Breslau hatte schon vor Kriegsausbruch den „Kampfverband Ebbinghaus“, zusammengestellt, der in sogenannte K-Trupps aufgeteilt war. Diese hatten die Aufgabe, die Polen daran zu hindern, in letzter Minute strategisch und wirtschaftlich wichtige Projekte wie Eisenbahnunterführungen, E-Werke usw. zu sprengen.

Die K-Trupps setzten sich im allgemeinen aus Freischärlern zusammen, die aus dem „Sudetendeutschen Freikorps“ und dem „Industrieschutz Oberschlesien“ kamen. Später stießen noch zahlreiche Volksdeutsche aus Polen hinzu.

Als Kohlenarbeiter, Angestellte oder Reisende getarnt, überschritten die Angehörigen der K-Trupps teilweise schon einige Tage vor Beginn des Krieges die deutsch-polnische Grenze und begannen mit der Beobachtung der ihnen anvertrauten Objekte. Zahlreichen K-Trupps war es schon vor Beginn der Kampfhandlungen gelungen, wichtige Objekte zu besetzen. Die Polen ergriffen sofort Gegenmaßnahmen, und viele der voreiligen K-Trupps gerieten in schwierige Situationen, aus denen sie nur von den später einmarschierenden regulären deutschen Truppen wieder befreit werden konnten.

Der „Industrieschutz Oberschlesien“ war aus der „Oberschlesischen Selbstschutzbewegung“ entstanden und setzte sich vorwiegend aus polnisch sprechenden und deutschgesinnten Arbeitern des ober-schlesischen Reviers zusammen.

Als Leutnant Grabert von Admiral Canaris den Auftrag erhielt, die Männer des Industrieschutzes wieder zu aktivieren, war es fast zu spät, denn die Polen hatten wenige Tage vor Ausbruch des Krieges an der geheimnisvollen Aktivität längst erkannt, worum es der deutschen Abwehr ging. Nur dadurch, daß Grabert auf seine zum Teil in wenigen Stunden einberufenen Studienfreunde zurückgreifen konnte, gelang es ihm, die „Deutsche Kompanie“ aus dem Boden zu stampfen und wenige Stunden vor Ausbruch des Krieges mit ihr von Bihacz aus nach Polen einzusickern.

Zwischen den K-Trupps des „Kampfverbandes Ebbinghaus“ und polnischen Truppen und Gendarmen war es bereits in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1939 zu Schießereien gekommen.

Graberts Aufgabe bestand darin, die komplizierten technischen Anlagen des Eisenbahnknotenpunktes Kattowitz zu besetzen und bis zum Einmarsch der deutschen Wehrmacht möglichst unversehrt zu halten.

Die besten Schmuggler des Reviers waren angeheuert worden, um die Männer der „Deutschen Kompanie“ auf Schleichwegen sicher bis an die Straße nach Königshütte zu schleusen. Dort warteten bereits vorher bestellte LKW, die sie an das zu schützende Objekt brachten.

Auf der Fahrt nach Kattowitz passierte absolut nichts. Polnische Truppen standen zwar in Alarmbereitschaft, nahmen aber offensichtlich die Lage nicht sehr ernst. Das Ziel der Fahrt waren die Stellwerke des umfangreichen Güterbahnhofes. Wenn sie zusammen mit den weitläufigen Signalanlagen zerstört worden wären, hätte es Wochen gedauert, bis der strategisch wichtige Bahnhof mit seinen Schienensträngen, die in alle Himmelsrichtungen führten, wieder voll einsatzfähig gewesen wäre.

Die Männer um Grabert waren als Eisenbahnarbeiter getarnt. In ihren Taschen hatten sie Frühstücksbrote, die in polnische Zeitungen eingewickelt waren. In den Thermosflaschen war allerdings flüssiger Sprengstoff statt Kaffee. Dazu führten sie Handfeuerwaffen und eine entsprechende Menge an Munition mit sich.

Die Kompanie zählte rund achtzig Mann und reichte gerade aus, um die wichtigsten Schwerpunkte zu besetzen. Grabert war klug genug, den Befehl auszugeben, daß erst dann geschossen werden dürfe, wenn polnische Kommandos auftauchten und eine eindeutig feindselige Haltung einnehmen sollten. Er hatte sich einen jungen Volksdeutschen aus Polen als ständigen Begleiter verpflichtet, der perfekt polnisch sprach, sich in der Gegend gut auskannte und auch sonst sehr gewandt war.

Ab 1. September 1939, um 2 Uhr morgens, liefen Grabert und sein Begleiter Pfeiffer über die Schienen und näherten sich mit aller Vorsicht einem der bereits „sichergestellten“ Stellwerke.

„Alles in Ordnung“, meldete Wojcikowsky, ein alter Haudegen aus dem „Industrieschutz Oberschlesien“. „Die da drinnen sind ruhig. Machen Dienst wie immer. Noch kein polnisches Militär aufgetaucht.“

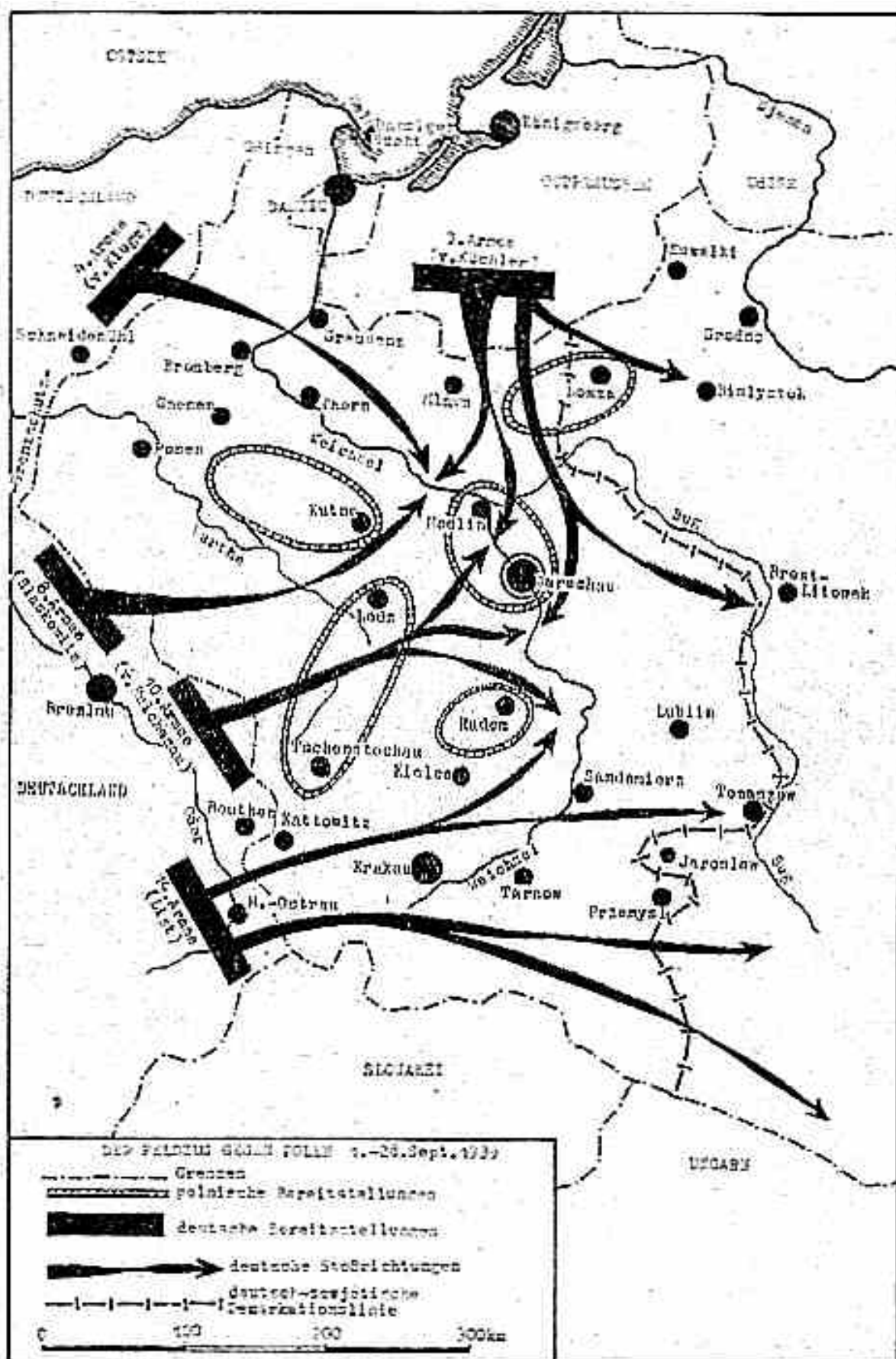
Grabert nickte zufrieden. Doch nach einigem Nachdenken meinte er:

„So ganz klug werde ich nicht daraus. Die Brücken haben sie bewacht, aber an die wichtigen Stellwerke haben sie offensichtlich nicht gedacht.“

Plötzlich hörte man Schüsse aus Richtung der Güterhalle. Zwischen dem Stellwerk und den Hallen lagen etwa fünfhundert Meter weit verzweigter Gleisanlagen, auf denen Güterzüge standen und die Sicht versperrten.

„Sgainsky ist dort“, sagte Wojcikowsky. „Der wird doch keine Dummheiten machen!“

„Pfeiffer!“ rief Grabert. Die beiden sprangen über die Schienen und rannten im Schutz eines Güterzuges auf die Hallen zu.



Der Gefechtslärm hatte inzwischen zugenommen. Hinter den beiden piff eine Lok. Dampfend rollte ein Güterzug vorbei, die Bremsen quietschten, die Türen der Güterwagen wurden aufgeschoben. Polnische Soldaten sprangen heraus und stellten sich gruppenweise auf. Offiziere drängten sich durch ihre Reihen. Leutnant Grabert und Pfeiffer befanden sich mitten unter ihnen. Einige Gruppen wurden in Richtung Güterhallen dirigiert.

Da kam ein polnischer Eisenbahner aufgeregt angelaufen und sprach auf die Offiziere ein. Pfeiffer konnte nichts verstehen. Im Laufschrift rannte ein Teil der polnischen Soldaten auf die Halle zu. Pfeiffer hatte sich inzwischen an die Gruppe der Offiziere herangemacht. Als er wieder bei Grabert war, wußte er mehr.

Da muß etwas schiefgegangen sein. Sgainsky haben sie entdeckt. Der Eisenbahner hat gemeldet, daß sich etwa eine Kompanie verkleideter Deutscher in den Hallen festgesetzt habe."

„Eine Kompanie dürfte übertrieben sein", stellte Grabert grimmig fest. „Sgainsky hat zehn Mann. Aber wenn er sich in der Halle verschanzt hat, dann ist seine Lage ziemlich hoffnungslos. Ich kann unmöglich andere Männer von den Objekten abziehen, um ihm zu helfen. Schließlich steht hier ein voller Zug regulärer polnischer Soldaten. Hoffentlich werden sie nicht auch noch auf uns aufmerksam. Ich muß mir Sgainskys Lage einmal anschauen."

Sie mischten sich unter die polnischen Soldaten und ließen sich einfach bis vor die Güterhallen treiben. Die Polen hatten einen Kordon gebildet und feuerten auf die Tore. Die Männer von Graberts „Deutscher Kompanie" schossen aus den Oberlichtern.

Grabert konnte nur den Kopf schütteln und bedeutete Pfeiffer, ihm zu folgen. Sie zogen sich aus der Feuerlinie zurück, und Grabert überlegte sich, wie er hier helfen konnte. Der Leutnant verfügte zwar über hervorragende kämpferische Eigenschaften, aber in dieser Situation hätten sie ihm wenig genützt. Hier ging es darum, den Gegner mit einem Trick um eine Nasenlänge zu schlagen. Dieser Stil sollte später bei den „Brandenburgern", noch weiter und bis zur Vollendung entwickelt werden.

Die beiden zogen sich unauffällig zurück und konnten dabei beobachten, daß weit über die Hälfte der polnischen Soldaten noch Gewehr bei Fuß vor den Güterwagen stand und auf Befehle wartete.

Vor dem Stellwerk lungerte Wojcikowsky herum und blickte gespannt zu den Güterhallen hinüber.

„Sollen wir eingreifen?" fragte er Grabert.

Der Leutnant schüttelte den Kopf, dann lächelte er.

„Ich habe mir etwas ausgedacht." Nachdem er die beiden instruiert hatte, platzte Wojcikowsky heraus:

„Mensch, das ist ein Ding!" Dann hetzte er los, um seine Leute nach Graberts Plan zu verteilen. Eine Stunde später meldete sich ein gewisser Schmittainsky bei Grabert, der beim Stellwerk geblieben war.

„Sie verstehen etwas von Lokomotiven?" fragte ihn der Leutnant.

„Ich bin Lokführer auf der Gute-Hoffnung-Hütte."

„In Ordnung. Dann können wir losschlagen. Und daß mir keiner die Nerven verliert!"

Grabert, Pfeiffer, Schmittainsky und Wojcikowsky gingen langsam auf den Güterzug zu, schlenderten unauffällig an den polnischen Soldaten vorbei, bis sie die Lok erreicht hatten. Sie stand noch voll unter Dampf; offensichtlich sollte der Zug weiter nach Westen fahren. Grabert gab das vereinbarte Zeichen. Je zwei der vier Männer stellten sich am Aufstieg zur Lok auf. Auf ein weiteres Zeichen kletterten sie die eiserne Leiter an jeder Seite hinauf und stürzten sich in den Führerstand. Der Heizer studierte seinen Kohlenvorrat, der Lokführer saß auf seinem Sitz und frühstückte.

Blitzartig wurden Lokführer und Heizer überwältigt, gefesselt und geknebelt. Es ging sehr schnell und ohne jeden Lärm.

„Das wäre geschafft", stellte Grabert leise fest. „Hoffentlich geht da vorn auch alles klar."

Er beugte sich weit hinaus und gab in Richtung Westen ein Zeichen mit seiner Taschenlampe. Dann wandte er sich an Schmittainsky: „Machen Sie sich mit der Bedienung der Lok vertraut. Jeden Augenblick kann's losgehen."

„Das gleiche System", erwiderte Schmittainsky gelassen und griff in die Hebel.

Plötzlich wurde die Nacht durch Explosionen erhellt, die aus Richtung der im Westen liegenden Eisenbahnbrücken kamen.

Grabert lächelte. Der zweite Streich war gelungen. Die Polen liefen unruhig durcheinander, die noch am Zug bereitstehenden Soldaten wurden ebenfalls nervös. Einige Offiziere rannten zur Lagerhalle, wo das Gefecht immer noch im Gange war.

Minuten später erfolgten an den Eisenbahnbrücken weitere Explosionen. Gefechtslärm war zu hören. Die Polen standen unmittelbar vor der Erstürmung der Lagerhalle, in der sich Sgainsky verschanzt hatte, als sie durch die neue Lage abgelenkt wurden. Die Offiziere versammelten sich wieder am Zug, keiner wußte, was eigentlich los war.

Da lief Punkt drei des Grabertschen Planes an:

Drei Eisenbahner kamen atemlos auf den Schienen aus westlicher Richtung gelaufen. Sie sprachen polnisch, waren aber Angehörige der „Deutschen Kompanie“ und redeten aufgeregt auf die polnischen Offiziere ein. Sie meldeten einen deutschen Überfall an der Eisenbahnbrücke und baten um sofortige Hilfe. Einer der „Eisenbahner“ war schnell auf die Lok gesprungen, die anderen brüllten aufgeregt und aus gebührender Entfernung den polnischen Offizieren die Lage zu. Die Verwirrung wurde noch größer.

„Los!“ sagte Grabert.

Schmittainsky zog an der Leine und ließ mehrere Male die Dampfpfeife ertönen. Gleichzeitig beugten sich Pfeiffer und Wojcikowsky auf beiden Seiten zur Lok hinaus und brüllten aufgeregt: „Einsteigen! Schnell! Einsteigen!“

Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Die ersten Polen sprangen auf. Der Ruf „Einsteigen!“ pflanzte sich fort. In die Masse der Soldaten kam Bewegung.

„Langsam anfahren!“ befahl Grabert.

Schmittainsky löste die Bremsen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Nach einigen Metern Fahrt ließ Grabert wieder halten.

„Stop! Den Herrschaften Zeit zum Einsteigen lassen.“

Die polnischen Soldaten waren schreiend am Zug entlanggelaufen und wollten aufspringen. An den Eingängen bildeten sich Menscentrauben.

Nun drängten sie zu den Türen hinein. Grabert ließ den Zug immer wieder kurz anrucken.

Es war inzwischen 5.30 Uhr geworden. Noch fünfzehn Minuten bis zum Beginn des deutschen Angriffs auf Polen.

Der Zweck war erreicht! Die Polen ließen an den Güterhallen nur ein kleines Kommando zurück, während alle anderen zum Zug rannten und einstiegen.

„Abfahren!“ befahl Grabert. „Langsam! Bei uns wäre das etwas schneller gegangen.“

Als der Zug endgültig anrollte, rannten noch Nachzügler nebenher und sprangen endgültig auf. Dann fuhr er mit zunehmender Geschwindigkeit über die Eisenbahnbrücken.

Bei den Signalen standen die Männer der „Deutschen Kompanie“. Sie winkten den Kameraden auf der Lok zu, dann verschwanden sie wieder in ihren Verstecken.

Deutsche Luftgeschwader flogen gegen Osten. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

„Und jetzt?“ fragte Pfeiffer.

Leutnant Grabert reagierte mit einem zufriedenen Grinsen.

„Nach Königshütte bringen wir sie natürlich nicht. Möglicherweise könnten sie dort Dummheiten machen. Wir rangieren sie erst einmal herum, bis wir eigene Truppen sehen. Dann stellen wir den Zug zwischen Kattowitz und Königshütte auf freier Strecke einfach auf ein Abstellgleis und verziehen uns. Den ersten deutschen Einheiten übergeben wir dann die gesammelte Mannschaft.“

Parallel zur Bahnlinie verlief eine Straße von Westen nach Osten. Deutsche Panzerspitzen und Vorausabteilungen stießen bereits auf Kattowitz zu.

Zwischen diesen beiden Industrieorten verliefen zahlreiche Nebengleise, die zwischen den Halden zu den Bergwerken führten. Auf eines dieser Abstellgleise rangierten die Männer den Zug, dann sprangen Grabert und seine Leute ab und rannten über den Bahndamm auf die Straße zu.

Ein deutscher Panzer stoppte sofort.

„Kampfverband Ebbinghaus, Leutnant Grabert“, meldete der deutsche Leutnant. „Verbinden Sie mich bitte mit Ihrem Kommandeur.“

Der Panzerkommandant traute der Sache nicht, denn Grabert konnte sich nicht ausweisen.

„Geheime Kommandosache!“ stellte dieser mit Nachdruck fest.

Kurz darauf kam die Verbindung zustande. Grabert gab einen knappen Bericht über die Lage und bat um Gefangennahme der polnischen Einheit.

Die Polen hatten sich inzwischen in ihr Schicksal ergeben. Zwar wäre es ihnen leichtgefallen, am Bahndamm Front gegen die anrückenden Deutschen zu machen, statt dessen verschwanden viele in nördlicher Richtung und versuchten ihre Heimatorte zu erreichen. Nur einige Offiziere wollten eine Widerstandslinie aufbauen. Ihr Vorhaben scheiterte jedoch, als die ersten deutschen Panzer auftauchten.

Sämtliche technischen Anlagen des Güterbahnhofes von Kattowitz konnten den einrückenden deutschen Truppen unversehrt übergeben werden.

*

„Stillgestanden!“ kommandierte Oberleutnant Johannes. „Die Augen links! Ich melde Herrn Hauptmann!“

Leutnant Grabert blickte auf Hauptmann Dr. von Hippel, den ersten Chef der „Bau-Lehr-Kompanie z.b.V. 800“, aus der bald ein Bataillon, ein Regiment und schließlich die „Division Brandenburg“ entstehen sollte.

Hauptmann von Hippel stammte aus dem ehemaligen Deutsch-Südost-Afrika, hatte unter General Lettow-Vorbeck gekämpft und bereits während des Ersten Weltkrieges mit den Methoden englischer Kommandotruppen, die hinter den deutschen Linien operierten, Bekanntschaft gemacht. Hippels Ideen, über den ganzen Erdball deutsche Geheimkommandos zu verteilen, um überall die Gegner zu treffen, wo sie aufzuspüren und verwundbar waren, füllten die Schreibtische der deutschen Abwehr. So war Dr. von Hippel der denkbar beste Mann, der für die Aufgabe, die in der Generalfeldzeugmeister-Kaserne in Brandenburg an der Havel auf ihn wartete, den richtigen Geist mitbrachte.

Admiral Canaris und Oberst Lahousen waren nach den Erfolgen der „Deutschen Kompanie“ im Kampf verband Ebbinghaus sowie durch den geheimen Einsatz von Leutnant Dr. Herzner am Jablunka-Paß überzeugt, daß eine der Abwehr zur Verfügung stehende Einheit nicht nur die Operationen der regulären Truppen wirksam unterstützen könnte, sondern daß auf diese Weise auch Menschenleben gespart würden. So erhielt das Amt II Ausland/Abwehr den Auftrag, die Truppe aufzustellen, die später unter dem Namen „Division Brandenburg“ berühmt werden sollte.

Hauptmann von Hippel ging mehr gemütlich als militärisch in die Mitte des Karrees.

„Kameraden“, sagte er, „ich habe den ehrenvollen Auftrag erhalten, eine Einheit aufzustellen, von der die Welt eines Tages reden wird. Eine verwegene Truppe, die nicht nur mit der Waffe in der Hand, sondern auch mit Köpfchen zu kämpfen versteht. Wir sind mehr als nur Soldaten. Wir sind Spezialisten, und jeder von uns wird eine Ausbildung erhalten, um die uns jeder andere Soldat in der Welt beneiden wird. Mehr kann ich heute nicht sagen. Sie werden mehr erfahren, sobald Sie Ihren Eid im Hinblick auf die absolute Geheimhaltung geleistet haben. Nur soviel: Ihr sollt ein Räuberhaufen werden, der den Teufel in der Hölle nicht fürchtet.“

Nun kurz zu mir: Während des Ersten Weltkrieges habe ich in Afrika gekämpft und hatte reichlich Gelegenheit, die Taktik der Engländer zu studieren, die damals schon über eine Truppe verfügten, wie wir sie erst aufbauen wollen. Mir ist nicht bange, wenn ich daran denke, wie viele hervorragende Spezialisten und Soldaten wir heute schon unter uns haben. Ich denke vor allem an Leutnant Siegfried Grabert, der Kämpfertum mit Ideenreichtum zu vereinbaren weiß. Wir werden in ihm einen hervorragenden Offizier haben. Und noch etwas: Hier gibt es keinen sogenannten Kadavergehorsam. Wir sind alle Kameraden und eine verschworene Gemeinschaft.

Mancher von uns wird bald irgendwo in einem entfernten Winkel der Erde eingesetzt sein. Neue Einflüsse einer anderen Welt werden auf ihn einströmen. Er soll dann immer wissen, daß es hier Kameraden gibt, mit denen er stets verbunden bleibt. Auf diese Gemeinschaft über alle Grenzen und Unterschiede hinweg wollen wir heute Abend bei unserem ersten Umtrunk in der Kantine anstoßen.“

So trafen sich in den Abendstunden die zukünftigen „Brandenburger“ in der Kantine. Ein Sprachengewirr wie bei einer internationalen Messe schwirrte durch den Raum. In erster Linie wurde Englisch gesprochen. Aber auch Französisch war stark vertreten. Fast alle Sprachen der Erde konnte man hier hören, sogar Suaheli und andere Eingeborenen-Dialekte.

Der Direktor aus Madrid saß neben einem Vertreter aus Buenos Aires, der australische Viehzüchter neben dem Holzfäller aus Kanada, der Künstler aus San Franzisko neben dem Geschäftsmann aus Tokio.

Der Name „Brandenburg“, den die Division später trug, ergab sich von selbst aus dem Standort Brandenburg an der Havel.

Schon nach drei Monaten war aus der „Bau-Lehr-Kompanie z.b.V. 800“ ein Bataillon geworden. Ende 1940 vergrößerte sich das Bataillon zum „Bau-Lehr-Regiment Brandenburg z.b.V. 800“ mit drei Bataillonen.

Aus der Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung und Gliederung dieser Einheit waren zu dieser Zeit schon die zukünftigen Aufgaben der „Brandenburger“ einigermaßen klar zu erkennen.

Das I. Bataillon setzte sich zum Beispiel wie folgt zusammen:

1. Kompanie: russisch sprechende Balten;
2. Kompanie: Auslandsdeutsche aus Südwest- und Südost-Afrika;
3. Kompanie: tschechisch sprechende Sudetendeutsche;
4. Kompanie: polnisch sprechende Oberschlesier.

Innerhalb des Regiments wurde außerdem eine Reihe von speziellen Legionärs-Abteilungen aufgestellt. Da gab es unter anderem:

- das Bataillon „Nachtigall“;
- die Afghanische Kompanie;
- die Arabische Brigade;
- die Deutsch-Arabische Legion;
- eine Kaukasische und eine
- Montenegrinische Legion usw.

Hinzu kam noch eine Reihe von weiteren Spezialabteilungen, wie es sie in keinem anderen Regiment der Deutschen Wehrmacht gab.

Ende 1942 erhielt das Regiment die Bezeichnung „Division“, obgleich die Einheit schon lange vorher während des Westfeldzuges Divisionsstärke erreicht hatte.

In keiner vergleichbaren Heeresdivision wurden so viele hohe Auszeichnungen verliehen wie in der Division „Brandenburg“. Die Einsätze dieser Männer erfolgten in Form geschlossener Einheiten an der Front, hinter den feindlichen Linien als Kommandounternehmen, oder sie verteilten sich als Einzelaktionen über den gesamten Globus.

So eroberte Oberleutnant Walther an einem einzigen Tag – dem 10. Mai 1940 – mit nur einem Zug seiner „Brandenburger“ die Stadt Roermond und sprang schließlich noch im Fallschirmeinsatz auf Gennep ab. Er wurde dafür als einer der ersten Offiziere des Westfeldzuges mit dem Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Unvergessen sind auch die Einsätze des Rittmeisters Konrad von Leipzig, Führer des verwegenen Unternehmens „Dora“, das ihn durch die Sahara bis nach Zentralafrika vorstoßen ließ, wo er auf der Höhe des Tschad-Sees den alliierten Nachschub für Ägypten stören und unterbrechen sollte. Konrad von Leipzig wurde später Kommandeur der Küstenjäger-Abteilung. Bei verwegenen Einsätzen im Dodekanes, in der Adria, im Schwarzen Meer und an der Cote d’Azur hatte er sich einen Namen gemacht und wurde mit den höchsten Orden ausgezeichnet.

In diesem Zusammenhang soll auch Hauptmann von Koenen erwähnt werden, der mit seiner Tropen-Kompanie in Einzelunternehmen bis an den Nil vorstieß und seinem Gegenspieler Oberst Stirling manchen listenreichen Kampf lieferte.

*

Im Frühjahr 1940 liefen die ersten Vorbereitungen für den „Fall Gelb“ (Feldzug gegen Frankreich) an, für die ein erheblicher Teil der „Brandenburger“ in Anspruch genommen wurde. Auch hier sollten wieder, wie schon in Polen, Dänemark und Norwegen, „Brandenburger“ im Lande des Gegners sein, bevor der offizielle Krieg überhaupt begonnen hatte.

In enger Zusammenarbeit mit dem Z.b.V.-Bataillon 100, das als Freiwilligenverband der Abwehrstelle Breslau unterstellt war und dem in erster Linie taktisch ausgebildete Agenten angehörten, wurden für die im feindlichen und neutralen Hinterland operierenden Kommandos eine Reihe von Einsätzen vorbereitet, die wesentlich zum erfolgreichen Verlauf des Westfeldzuges beigetragen haben.

Im einzelnen war vorgesehen:

Teile der 3. Kompanie „Brandenburg“ sollten die Maas-Brücke bei Maaseik unzerstört in deutsche Hand bringen.

Teile der 2. Kompanie „Brandenburg“ sollten die Brücke bei Gennep in Besitz nehmen und damit den deutschen Einheiten den Vormarsch zur Peel-Stellung frei machen.

Die 4. Kompanie „Brandenburg“ sollte die Brücken über den Juliana-Kanal bei Berg, Urmond, Obicht und Stein nehmen. Ein Sonderkommando hatte den Auftrag, genau bestimmte Objekte entlang des Westwalls und der luxemburgischen Grenze unversehrt zu erobern.

Zur Vorbereitung dieser Vorhaben reisten „Brandenburger“, als KdF (Kraft durch Freude, NS-Organisation)-Urlauber getarnt, nach Luxemburg, Belgien und Holland und erkundeten die jeweiligen Objekte. Originalgetreue Uniformen wurden beschafft, die für den Ernstfall gebraucht wurden.

*

Der Wehrmachtsbericht meldete:

„Die Meeresschleusen sowie die Straßenbrücke von Nieuwport in Belgien wurden am 27. Mai 1940 im Handstreich genommen. Leutnant Grabert und Unteroffizier Janowski, denen schon in Holland für Tapferkeit vor dem Feind das EK I. bzw. das EK II. verliehen worden war, gelang es, mit ihrer Gruppe die von einer mehrfachen Übermacht verteidigten Meeresschleusen zu nehmen und zu halten. Die Zerstörung dieser Schleusen hatte 1915 die Überflutung Flanderns verursacht.“

11 „Brandenburger“ saßen zusammen mit Leutnant Grabert in einem D-Zug-Abteil und fuhren nach Gent. Zum erstenmal hatten sie Maschinenpistolen in der Hand und übten während der Fahrt das Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Waffe.

„Bin gespannt, was es jetzt wieder gibt“, meinte Unteroffizier Landy.

„Eine heiße Sache, wie immer“, erwiderte Grabert.

In Gent war schon alles organisiert. Ein erbeuteter britischer Kleinbus erwartete die „Brandenburger“ und brachte sie in das beste Hotel am Platze. Je zwei Mann bewohnten ein Zimmer mit Bad. Schon eine Stunde später kam ein Oberleutnant und holte Grabert und Landy ab. Die beiden staunten nicht schlecht, als sie sich in einem Kreis höherer Offiziere wiederfanden, unter denen sich auch der Kommandeur der „Brandenburger“ befand.

„Na, Grabert“, sprach ihn der Kommandeur an, „auf Sie wartet wieder ein dicker Hund.“

„Ich bin schon gespannt, was es diesmal ist“, erwiderte Grabert, und seine Augen hatten einen erwartungsvollen Ausdruck.

Ein Oberst mit den roten Streifen des Generalstäblers an den Hosen erläuterte die Lage.

„Der Vormarsch unserer Truppen ist vor den Schleusen von Nieuwport aufgehalten worden. Wir sind dort auf starken feindlichen Widerstand gestoßen. Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit wird der Gegner wie im Jahre 1915 die Schleusen sprengen und Flandern überfluten. Das würde eine erhebliche Verzögerung unseres Vormarsches bedeuten und den Engländern Gelegenheit geben, sich auf die Insel abzusetzen. Wir müssen daher alles unternehmen, um die Sprengung zu verhindern. Die Aufgabe der Gruppe Grabert lautet daher: die Sprengung der Schleusen verhindern, die Straßen- und Kanalbrücke zwischen Ostende und Nieuwport nehmen und bis zum Eintreffen unserer Truppen halten. Leutnant Grabert, sind Sie bereit, diesen Auftrag durchzuführen?“

„Jawohl, Herr Oberst!“ stellte Grabert ohne Zögern fest.

„Es kann ein Himmelfahrtskommando werden. Aber daran sind Sie ja schon gewöhnt. Ich weiß, daß es, militärisch gesehen, ein Wahnsinn ist, elf Mann loszuschicken, um diese Aufgabe zu lösen. Aber nur mit militärischer Logik kann man an diese Frage nicht herangehen. Ihnen stehen sämtliche Hilfsmittel zur Verfügung, und Ihr Einsatz ist bestens vorbereitet worden.“

In der Tat, der Einsatz war gut vorbereitet. Die elf „Brandenburger“ fanden sich eine knappe Stunde später in einem kleinen Bauernhaus außerhalb der Stadt wieder. Dort lagen belgische Uniformstücke zur Auswahl, und in dem kleinen Garten stand ein belgischer Autobus. Jeder „Brandenburger“ suchte sich einen belgischen Militärmantel und ein Käppi mit Bommelchen heraus.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren.

„Schluß mit der Modenschau!“ sagte Grabert. „Einsteigen und Belgier sein. Mal ab und zu an der Flasche nippen - aber mit Wasser! Wenn alles 'rum ist, können wir Wein nachfüllen.“

Die Scheiben im Bus wurden heruntergekurbelt, die MPI durchgeladen. Hinter Ostende gerieten die Männer in ein Chaos. Belgische Militäreinheiten hatten die Gewehre zusammengesetzt und marschierten in loser Formation nach Osten.

„Halten!“ befahl Grabert. „Ich muß wissen, was hier gespielt wird.“

Grabert stieg aus und ging auf eine Gruppe belgischer Soldaten zu, die gerade ihre Gewehre zu Pyramiden zusammensetzten.

„Was ist los?“ fragte er auf Französisch.

„Der Krieg ist aus“, sagte ein Sergeant. „Der König hat kapituliert. Wir Flamen gehen nach Hause. Die Wallonen wollen weiterkämpfen und gehen zu den Engländern.“

Grabert war durch diese neue Entwicklung völlig überrascht. Wenn dem so war, und alles schien dafür zu sprechen, dann konnte er es vor den Brücken von Nieuwport nur noch mit den Engländern zu tun bekommen.

„Wo stehen die Engländer?“ fragte Grabert weiter.

„Bei Nieuwport.“

„Wie stark?“

„Eine Kompanie; vielleicht auch noch etwas mehr.“

„Vor oder hinter den Brücken?“

„Dahinter natürlich.“

„Ist die Brücke schon gesprengt?“

„Das hätte man ganz schön gehört“, meinte der Sergeant. „Aber alles ist zur Sprengung vorbereitet. Warum müßt ihr das eigentlich immer wiederholen? Ganz Flandern wird darunter leiden. Aber das macht euch Wallonen ja nichts aus.“

Grabert bedankte sich und stieg wieder ein. Die Gegensätze zwischen Wallonen und Flamen interessierten ihn jetzt nicht.

„Weiterfahren! Aber vorsichtig! Wir werden es bald mit den Engländern zu tun bekommen.“

Der Bus fuhr weiter und kam biß zu dem großen Denkmal des Königs Leopold in Nieuwport-Stadt.

Plötzlich trommelten Geschosse auf das Blech.

„'raus!“ brüllte Grabert.

Der Fahrer steuerte den Bus noch rasch hinter ein Haus, aber auch hier wurde das Fahrzeug beschossen. Die „Brandenburger“ sprangen der Reihe nach aus dem Bus und sammelten sich zunächst in einer Hauseinfahrt.

„Warum schießen die Tommys?“ fragte Landy.

„Erkannt können sie uns nicht haben. Entweder handelt es sich um einen Irrtum, oder die Engländer trauen ihren Verbündeten nicht mehr und glauben, daß die Belgier die Sprengung der Schleusen verhindern wollen.“

Grabert stieg auf das Dach des Hauses, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen.

Etwa 900 Meter halbrechts hinter den „Brandenburgern“, in Richtung Nieuwport-Bad, war deutlich eine britische Infanterieeinheit auszumachen. Die Straßen- und Schleusenbrücke lag nur etwa 150 Meter vor ihnen. Rechts von der Brücke verlief, etwa sieben bis acht Meter vor dem Kanal und hinter dem Kanalufer, eine Mulde. Wenn sie zu erreichen war, bot sie volle Deckung, und die „Brandenburger“ hätten sich an ihr Objekt heranarbeiten können.

„Alles klar?“ fragte Grabert, nachdem er seinen Leuten die Lage geschildert hatte.

Sie nickten nur. Also nahm Grabert seine MPi unter den Arm, lugte um die Hausecke und rannte los. Er kam gut in dem vorher ausgemachten Graben an. Erst beim dritten Mann hatten die Engländer gemerkt, was gespielt wurde.

Wütend feuerten sie mit ihren MG hinter den „Brandenburgern“ her. Aber alle kamen unverletzt in der Mulde an.

„Jetzt haben sie uns erkannt“, keuchte Landy.

„Das haben sie vorher schon. Sie wissen nur nicht genau, in welcher Absicht wir uns hier herumschlagen. Sie werden mit Sicherheit annehmen, daß wir Belgier sind und versuchen wollen, die Schleuse zu erhalten.“

„Dann werden Sie uns genauso bekämpfen, als ob wir erkannte Deutsche wären“, sagte Landy.

„Ohne Zweifel. Die Briten kennen kein Erbarmen, wenn es um ihre eigene Haut geht.“

Es war inzwischen 19 Uhr geworden. Grabert beschloß, die Dunkelheit abzuwarten und erst dann zu handeln. Offensichtlich waren die Engländer mit den Vorbereitungen zur Sprengung noch nicht ganz fertig. Denn was anderes sollte sie sonst noch daran hindern, die Brücke mit der Schleuse jetzt schon in die Luft zu jagen? Die Briten waren außerdem durch das Auftauchen der „Brandenburger“ reichlich nervös geworden. Mit Anbruch der Dunkelheit schossen sie eine Leuchtkugel nach der anderen ab und tauchten die ganze Gegend um die gefährdete Brücke in gleißendes Licht.

Grabert hatte inzwischen einen verwegenen Plan gefaßt. Er und Landy würden links und rechts über die Brücke kriechen und dabei die Zündschnüre suchen. Sobald sie drüben angelangt waren, wollten sie für den Rest der Gruppe den Übergang sichern.

„Himmelfahrtskommando“, sagte Landy lakonisch, dann schob er die MPi auf den Rücken. Langsam krochen die beiden auf die Brücke zu. Die Situation hatte sich nicht geändert. Immer noch schossen die Engländer in kurzen Abständen Leuchtkugeln in die Luft.

Herunter mit dem Gesicht. Die Briten spürten, daß eine Gefahr auf sie zukam und schossen mit ihren MG regelmäßig Störfeuer auf die Brücke. Die Querschläger summten wie wütende Hornissen um die Köpfe der beiden „Brandenburger“. Sie tasteten sich in der Dunkelheit langsam vorwärts, und sobald sie den matten Schweif einer aufsteigenden Leuchtkugel sahen, duckten sie sich und blieben mäuschenstill liegen. Sie hatten etwa die Mitte der Brücke schon erreicht, ohne etwas gefunden zu haben. Irgendwo mußte doch die verflixte Zündschnur liegen!

Grabert faßte mit der rechten Hand auf den Gehsteig und machte eine ausholende Bewegung. Plötzlich spürte er ein Kabel in der Hand.

„Ich hab's“, rief er leise zu Unteroffizier Landy hinüber.

Auch Landy hatte das Kabel gefunden. Sie blieben ruhig liegen, bis die Leuchtkugel erloschen war.

„Fertig?“ fragte Grabert.

„Moment! Ich finde meine Zange nicht.“

„Los, Mensch! Oder wollen Sie mit in die Luft fliegen?“

„Hier! Endlich! Ich hab...“

„Durchschneiden und die Enden weit auseinanderbiegen!“

Grabert setzte an und zwickte das Kabel durch. Da kam die nächste Leuchtkugel. Er mußte sich tief ducken. Ein Glück, daß er das eine Ende des Kabels mit zu sich heruntergezogen hatte. Plötzlich zischten Funken aus dem einen Ende der Leitung. Die Engländer hatten gezündet! Aber die Brücke flog nicht in die Luft. Spätestens von diesem Augenblick an wußten sie, daß sie es mit Gegnern zu tun hatten. Zunächst wurde es ruhig auf der westlichen Seite der Brücke.

„Los!“ sagte Grabert nur.

Sie robbten schnell weiter. Da ging erneut eine Leuchtkugel hoch. Grabert duckte sich schnell.

Die Briten wußten jetzt, was gespielt wurde. Aber Grabert konnte auch beobachten, wie sie sich langsam in die Häuser zurückzogen. Jedenfalls waren sie nicht gewillt, ihren Widerstand aufzugeben.

„Auf, vorwärts!“ rief Grabert.

Die beiden „Brandenburger“ rannten etwa zwanzig Meter, dann mußten sie sich hinwerfen. Aber sie hatten damit den westlichen Brückenkopf fast erreicht. Die Briten hatten ihre vorgeschobenen Stellungen aufgegeben und sich in den Häusern verschanzt.

Grabert und Landy waren bis zum Brückenkopf vorgestoßen, warfen sich in die nächste Deckung und feuerten auf die Fenster. Die Engländer taten zunächst nichts.

Dauerfeuer! Ein Magazininhalt nach dem anderen wurde auf die Häuser und deren Fenster und Türen verfeuert. Das war das Zeichen für die Gruppe. Die Schuhe der Nachstürmenden knallten auf

dem eisernen Untergrund der Brücke. Als sie die Mitte erreicht hatten, lag das Schlimmste hinter ihnen.

Grabert und Landy feuerten, bis die Gruppe ohne Verluste den westlichen Brückenkopf erreicht hatte. Nun war den Engländern der Ernst der Situation offenbar erst richtig klargeworden. Sie hatten inzwischen auf den Dächern MG in Stellung gebracht und beharkten den Brückenkopf.

„Weg von hier!“ brüllte Grabert. „Sammeln am Eckhaus!“

Drei Mann blieben liegen und gaben Feuerschutz. Die anderen stürmten über den freien Platz und erreichten das Eckhaus.

„Dort oben“, schnaufte Landy und zeigte auf ein Haus, aus dessen Dachluke es im regelmäßigen Rhythmus aufblitzte. Grabert nickte.

„Werden wir gleich haben.“

Er sprang über die Straße, warf sich gegen die angelehnte Haustür und schlich die knarrende hölzerne Treppe hinauf.

Im ersten Stockwerk wurde eine Tür aufgerissen.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme auf Englisch.

„Ruhe!“ sagte Grabert leise in der gleichen Sprache. „Die Deutschen sind schon unten.“

Die Tür wurde wieder geschlossen. Grabert schlich weiter nach oben bis zum Dachgeschoß. Stimmen wurden laut. Im Aufblitzen des Mündungsfeuers sah er eine komplette MG-Bedienung vor sich.

„Hands up (Hände hoch)!“ rief er und hielt seine MPi im Anschlag.

Im gleichen Moment stand er im hellen Licht. Einer der Tommys hatte ihn mit einer Taschenlampe angestrahlt. Grabert reagierte blitzschnell, sprang mit einem Satz aus der offenen Tür und versteckte sich hinter der Wand.

Peng-peng...!

Grabert war es klar, daß die Engländer nicht aufgeben würden. In dem Haus waren noch mehr Briten, und die Gefahr, abgeschnitten zu werden, war zu groß. Der Leutnant durfte nichts mehr riskieren, vor allem schon deshalb nicht, weil dieser Alleingang nicht im Interesse des Auftrages war.

Die Engländer hatten inzwischen ihr MG zurückgezogen und wollten ausbrechen. Sie nahmen offenbar an, daß sich noch mehr Deutsche im Flur befanden.

Da flog etwas auf den Boden und kollerte auf Grabert zu. Der deutsche Leutnant bückte sich. Beim ersten Griff hatte er schon das kalte Metall einer Eierhandgranate in der Hand. Blitzschnell warf er sie in den Bodenraum zurück und ging in Deckung. Noch im Wurf explodierte die Handgranate. Der Speicher war in grelles Licht getaucht, Pulverdampf quoll aus der Tür. Drinnen stöhnte ein Mensch. Die britischen Soldaten kamen mit erhobenen Händen heraus. Grabert wußte, daß er jetzt nur noch durch Frechheit siegen konnte. Denn wenn die Engländer sahen, daß sie es mit einem einzigen Mann zu tun hatten...

An der Türöffnung durchsuchte Grabert jeden nach Waffen. Vier Mann kamen heraus. Der letzte blutete an der Schulter. Als die anderen Engländer aus den unteren Stockwerken wissen wollten, was los sei, wagten Graberts Gefangene nicht zu antworten. Ihnen kam alles reichlich gespenstisch vor. Kein Wort wurde gesprochen, und ihren Gegner hatten sie, einen kurzen Augenblick ausgenommen, noch nicht richtig zu Gesicht bekommen.

Als Schritte auf der Treppe zu hören waren, trieb Grabert seine Gefangenen wieder in den Speicher zurück, legte seine MPi auf das Geländer und feuerte hinunter.

„Hallo, Leutnant!“ rief Landy aus dem Erdgeschoß.

Es war eine völlig neue Situation! Oben stand Grabert mit vier gefangenen Engländern. Dazwischen bewaffnete Briten, und unten drängten die Deutschen nach. Die im Zwischengeschoß liegenden Tommys (Spitzname für Engländer) wurden von oben und unten ins Kreuzfeuer genommen. Plötzlich waren sie verschwunden. Wie sich später herausstellte, waren sie aus den Fenstern gesprungen.

Mit den vier Gefangenen konnte die Gruppe Grabert sich jetzt nicht belasten. Man nahm ihnen die Waffen ab und überließ sie ihrem Schicksal.

Die Gruppe hatte die einzelnen MG-Nester der Engländer zum großen Teil niedergekämpft, als sich gegen 2 Uhr morgens die Briten in Richtung Nieuwport-Stadt zurückzogen.

„Die Brücke genau absuchen!“ befahl Grabert.

Alle erreichbaren Kabel wurden durchgeschnitten, aber die Sprengladungen auszubauen, daran hatte keiner gedacht.

Als dann wenige Stunden später ein General über die Brücke fuhr und fragte, ob die Sprengladungen ausgebaut worden seien, mußte Leutnant Grabert melden, daß dies vergessen worden war. Trotz seines erfolgreichen Einsatzes bekam er eine kräftige „Zigarre“ verpaßt. Anschließend wurde er zum Oberleutnant befördert.

„Wie kommt man in diese Sardinienbüchse überhaupt "rein"⁹“ fragte Schoberer, ein Studienfreund Graberts. den er zu den „Brandenburgern“ geholt hatte. Schoberer, ein Schwabe wie Grabert. inspierte amüsiert die kleinen Renault-Zwei-Mann-Tanks von allen Seiten.

In der Kampfschule der „Brandenburg“, in Quenzsee bei Brandenburg an der Havel, hatten die Männer Reiten, Fahren, Fallschirmspringen und vieles andere gelernt. Sie wurden an gegnerischen Fahrzeugen ebenso ausgebildet wie an Panzern. Aber dieser kleine Renault-Tank war ihnen bisher noch nicht untergekommen.

Er wirkte wie ein Spielzeug, fand aber bei den Franzosen eine sehr vielseitige Verwendung. Bei Panzerangriffen fuhren diese kleinen Tanks den großen voraus und sicherten gegen Minen oder Panzersperren. Mit Vorliebe wurden sie - auch später bei der Deutschen Wehrmacht - zum Transport von Munition in die vordersten Linien verwendet.

Einige Männer aus Graberts Gruppe hatten auf Grund des Nieuwport-Einsatzes Sonderurlaub bekommen. Grabert war nicht unter ihnen. Er legte auch keinen besonderen Wert darauf. Er wollte weiterhin dabeisein, zumal große Einsätze bevorstanden. So setzte er sich also an die Spitze seiner 8. Kompanie und zuckelte, wie das ganze Bataillon, zunächst ohne besonderen Auftrag hinter den Panzerspitzen her. Nach der Eroberung des Oise-Kanals kamen sie ab Ende Mai 1940 in Ribemont endlich zur Ruhe.

Vor den Brücken über den Oise-Kanal und die Oise, auf der Straße nach St. Quentin (das bereits am 17. Mai genommen worden war) stauten sich die zurückgelassenen französischen und britischen Fahrzeuge. Die kleine Stadt Ribemont glich einem Heerlager. Zwischen unübersehbaren Mengen feindlichen Kriegsmaterials marschierten deutsche Truppen nach Westen.

Grabert hatte sich mit seiner 8. Kompanie in einem Gut abseits der großen Straße einquartiert. Ohne besonderen Auftrag sammelte er eifrig die kleinen Renault-Tanks und bildete, mehr oder weniger zum Zeitvertreib, seine Leute daran aus. Er ahnte um diese Zeit noch nicht, wie wichtig dieser „Zeitvertreib“ für ihn werden sollte.

Oberleutnant Wilhelm Walther, der für seinen kühnen Einsatz bei Roermond am 24.6.1940 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden war, hatte Graberts Vorliebe für die Renault-Tanks zufällig bemerkt und ebenso zufällig und ohne sich etwas dabei zu denken im Stab darüber berichtet. Daraus war die Idee entsprungen, ein Unternehmen zu starten, das die festgelaufene Front im Norden wieder in Bewegung bringen sollte.

Als Oberleutnant Walther wenig später in Begleitung eines Stabsoffiziers in das Gut einfuhr, waren Graberts Leute wieder einmal mit Fahrübungen im Renault-Tank beschäftigt.

Der Stabsoffizier, ein Major, kam im Auftrag der Abwehr und hatte Spezialeinsätze zu koordinieren.

„Na“, fragte er, „schon gut eingelebt?“

„Es geht, Herr Major“, erwiderte Grabert. „Die Leute sind in bester Verfassung. Wir ärgern uns nur, daß die Maasbrücke bei Maaseik nicht auftragsgemäß gesprengt werden konnte. Da waren die Belgier etwas schneller.“

„Sie haben das bei Nieuwport wieder wettgemacht, Grabert.“

Kodon, ukrainischer Gefreiter und Putzer Graberts, der vom „Industrieschutz Oberschlesien“ mit übernommen worden war, steckte seinen Kopf zur Tür herein.

Grabert nickte ihm zu. Kodon hatte sich als hervorragender Koch erwiesen, der zudem ein Genie im Organisieren war.

„Darf ich Sie zu einem Gabelfrühstück einladen?“ fragte Grabert.

Dagegen hatten die beiden Offiziere nichts einzuwenden.

Kodon hatte sich wieder einmal selbst übertroffen. Nach dem Essen kam der Major auf den Zweck seines Besuches zu sprechen.

„Wir haben zuverlässige Informationen, nach denen sich im Dreieck Cambrai-Arras-Douai französische und, britische und zum Teil auch noch belgische Panzer zu einem Gegenangriff sammeln, der sich gegen die Nordflanke unserer Panzerspitzen richten soll, die von St. Quentin in Richtung Amiens vorgehen.“

Grabert breitete seine Karte aus und markierte die Lage.

„Damit könnte verhindert werden“, stellte er fest, „daß unsere Panzer das Meer erreichen. Der Operationsplan, die 1. französische Armee in Nordfrankreich und das britische Expeditionskorps vom übrigen Frankreich abzuschneiden, könnte damit gefährdet werden.“

„Genauso ist es“, pflichtete der Major bei.

„Mir scheint“, schaltete sich Oberleutnant Walther ein, „es riecht wieder nach Sondereinsatz. Habe ich recht?“

„Natürlich, Walther. Ich dachte dabei an Grabert mit seiner Kompanie. Mit der Panzergruppe Kleist ist abgesprochen, daß ein Sonderkommando bis in das französische Aufmarschgebiet vorstößt, die wahre Lage möglichst genau erkundet und, wenn möglich, den feindlichen Aufmarschplan zu stören versucht. Wir brauchen einige Tage Zeit. Die Panzergruppe Kleist hat den Befehl, bis zur Somme-Mündung vorzustoßen und damit die feindlichen Armeen zu spalten. Erst wenn Kleist (damals

Generaloberst) das Meer erreicht hat, kann er nach Norden einschwenken. Die Operation kann aber nur dann gelingen, wenn die nördliche Flanke nicht bedroht wird. Sonst könnte der Vormarsch entscheidend aufgehalten werden."

"Bißchen viel verlangt", kommentierte Walther in seiner trockenen Art.

"Sie sollen mit ihren Methoden kämpfen", warf der Major ein. "Wenden Sie Ihren eigenen Stil an. Es fehlt Ihnen ja nicht an Phantasie. Lassen Sie sich etwas einfallen. Man könnte der Lage natürlich auch auf andere Weise gerecht werden. Das AK (Armeekorps) könnte zum Beispiel einige Divisionen aus der Reserve heranziehen und damit die gefährdete Flanke absichern. Aber ich brauche Ihnen wahrscheinlich nicht vorzurechnen, wie lange ein solcher Einsatz bei der Verstopfung der Vormarschstraßen auf sich warten ließe. Wir haben aber nur noch fünf Tage Zeit. Und deshalb hängt jetzt sehr viel von Ihren Einfällen ab. Überlegen Sie und geben Sie mir bis zum Mittag Bescheid. Denken Sie daran, daß ich anschließend noch die Zustimmung des AK einholen und die Aktion koordiniert werden muß."

Der Major kletterte in seinen Kübel und fuhr in sein Stabsquartier zurück, das zwischen Ribemont und Guise lag.

Grabert holte Schoberer und Pfeiffer; letzterer war ebenfalls vom „Industrieschutz Oberschlesien“ zu den „Brandenburgern“ übernommen worden. Zusammen mit Oberleutnant Walther knobelten sie fast zwei Stunden an einem Einsatzplan herum. Dann fuhr Walther zu dem Major; dieser setzte sich sofort mit dem AK in Verbindung und erhielt auch prompt eine Blankovollmacht zur Durchführung der Vorbereitungen.

Von diesem Augenblick an brachte der Major eine ganze Anzahl von Dienststellen des Heeres und der Luftwaffe zwischen St. Quentin und Laon ziemlich durcheinander.

Der Gutshof glich einem Taubenschlag.

LKW der Luftwaffe mit einem Hebekran waren angefahren und luden die Renault-Tanks auf.

Aus einem französischen Depot brachten Heeres-LKW funkelneue französische Uniformen.

"Nicht zu gebrauchen", stellte Grabert fest, überlegte kurz und setzte dann hinzu: „Anziehen und im Dreck wälzen!"

Für die Männer der 8. Kompanie bedeutete das eine gewisse Abwechslung. Sie spielten auf dem Misthaufen „Räuber und Gendarm“ und machten ihre neuen Uniformen alt.

In den Abendstunden wurde die 8. Kompanie auf LKW verladen, die in nördlicher Richtung davonfuhren. Am Ortsausgang von Bellicourt stand eine Reihe von Lastwagen. Die Gegend war von Luftwaffeneinheiten hermetisch abgeriegelt worden.

Die kleinen Renault-Tanks, bereits vorher zu dieser Stelle gebracht und ausgeladen, standen in Marschordnung. Grabert und seine Leute stiegen um.

Oberleutnant Walther hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Freund zu begleiten und sich von ihm zu verabschieden.

"Sigi, die Sache ist nicht von Pappe. Wenn du Glück hast, wird die Kriegsgeschichte eines Tages darüber berichten. Ich wünsche dir und deinen Männern Hals- und Beinbruch!"

Eine zusammenhängende Front gab es in diesem Abschnitt nicht. Der deutschen Heeresführung war lediglich bekannt, daß im Raum Cambrai-Arras-Lens die 2. französische Armee ohne große Operationsaufgaben in Abwehrstellung gegangen war und offensichtlich den Aufmarsch der Panzerkräfte deckte.

Nördlich von Bellicourt, am St.-Quentin-Kanal, lag eine deutsche Infanteriedivision, die Feindberührung hatte. Ein weiterer Vormarsch war deutscherseits im Augenblick jedoch nicht vorgesehen. Zuerst mußten die Kräfte der Panzergruppe Kleist wieder frei werden.

Grabert hob die Hand. Langsam setzte sich der Konvoi der kleinen Renault-Tanks in Bewegung, um kurz darauf die Straße zu verlassen und über Feldwege in Richtung Westen zu fahren. Kurz vor einem Wald wurde er von einem Hauptmann angehalten.

"Nehmen Sie diesen Weg", sagte er. "Der andere ist noch vermint. Nach einem Kilometer müssen Sie mit Feindberührung rechnen. Wir werden auftragsgemäß hinter Ihnen herfeuern, damit Ihr Aufmarsch beim Gegner den Eindruck erweckt, als sei Ihnen der Durchbruch durch die deutschen Linien gelungen."

Da ratterten auch schon MG auf. Leuchtkugeln wurden abgefeuert, Gewehrschüsse knatterten durch den Wald.

So vielseitig die Renault-Tanks auch waren, so hatten sie doch einige Fehler. Grabert konnte sich z. B. nicht über Sprechfunk mit seinen Kameraden in den anderen Tanks verständigen. So fuhr jeder dieser 42 Renault-Tanks durch die Nacht, und die Fahrer waren ganz auf sich gestellt. Sozusagen blind, mehr oder weniger nur auf ihren Instinkt vertrauend, versuchten sie, auf den Spuren des Vordermannes zu bleiben, so gut es eben ging.

Alles wartete gespannt auf das Auftauchen der ersten Franzosen. Die Tanks hatten bereits den Wald hinter sich gelassen und immer noch keine Feindberührung. Grabert ließ halten.

„Wir fahren von nun an nach Norden, in Richtung Cambrai“, befahl er.

Auf den Wald- und Wiesenwegen brauchten sie für die rund 25 Kilometer bis nach Le Pave volle vier Stunden. Während der gesamten Fahrt hatten sie nicht einen einzigen Franzosen zu Gesicht bekommen. Entweder war dieser Abschnitt längst geräumt, oder die Poilus (Spitzname für Franzosen) hatten in den Renault-Tanks ihre eigenen Kameraden vermutet und sich nicht zu erkennen gegeben.

Von Le Pave aus führte die Straße 17 direkt nach Cambrai. Die elf Kilometer schaffte der Konvoi trotz der stark frequentierten Straße in einer knappen Stunde. Aber dann war Graberts Gruppe in einer unübersehbaren Masse von Fahrzeugen eingeklemt. Niemand kam mehr vor oder zurück.

Grabert ließ eng auffahren, rechts heranrücken und stieg aus. Mit Schoberer zusammen machte er sich in den ersten Morgenstunden auf den Weg, um die Lage in der Stadt zu erkunden.

Die beiden Freunde unterhielten sich von da ab nur noch in französischer Sprache.

„Was meinst du?“ fragte Schoberer. „Sieht verdammt mulmig aus. Entweder machen die auf Rückzug, oder sie bereiten eine Großoffensive vor.“

„Wahrscheinlich beides“, sagte Grabert. „Die Armee verduftet sich nach Norden, und die Panzer konzentrieren sich zum Gegenstoß.“

„Bis jetzt habe ich noch keine Panzer gesehen.“

„Gewöhnlich fahren sie auch nicht auf den Straßen spazieren. Sie werden irgendwo getarnt auf ihren Einsatz warten.“

In Cambrai herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Französische und britische Truppen versuchten, scheinbar sinnlos, in irgendwelche Richtungen zu fahren. Hinzu kamen Tausende von französischen und belgischen Flüchtlingen, die die Straßen zusätzlich verstopften.

„Was sollen wir hier eigentlich noch?“ fragte Schoberer.

„In Cambrai überhaupt nichts. Wir müssen versuchen, das sogenannte Panzerdreieck zu erreichen. Aber unter diesen Verhältnissen werden wir niemals durch die Stadt durchkommen. Wir müssen versuchen, auf die Straße nach Arras zu kommen.“

Grabert und Schoberer gingen wieder zur Einheit zurück. Geändert hatte sich nichts. Der Verkehr hatte eher zugenommen, soweit das überhaupt noch möglich war. Grabert versuchte vergebens, auf die Ausfallstraße nach Arras einzubiegen.

Ein Beiwagenkrad hatte sich mit viel Hupen einen Weg durch das Tohuwabohu gebahnt und stoppte direkt neben Grabert. Ein französischer Offizier fragte lautstark:

„Gehören Sie zur Panzerarmee, mon camerade?“

„Oui, mon capitaine“, erwiderte Grabert etwas lässig.

„Wissen Sie nicht, daß Sie längst in Marquion sein sollen?“

„Sie sehen, mon capitaine, daß ich hier nicht weiterkomme.“

Das sah der französische Offizier auch ein.

„Sie müssen trotzdem! Nehmen Sie die Umgehungsstraße!“

Der französische Hauptmann hielt den Verkehr auf und gab Grabert ein Zeichen. Die Motoren der Renault-Tanks dröhnten los, dann setzte sich der Konvoi langsam in Bewegung.

Marquion liegt etwa 15 Kilometer nordwestlich von Cambrai, an der Straße nach Arras, und westlich des Canal du Nord. Es war durchaus möglich, daß sich in diesem Raum die Panzer sammeln und über Bapaume die Nordflanke der deutschen Panzerarmee bedrohen konnten.

Kurz vor Marquion wurden die „Brandenburger“ aufgehalten und nach Südwesten geschickt. Irgendwo in einem Wald sollte sich ein Kommando befinden, bei dem sie sich zu melden hatten. Grabert dachte aber nicht daran, diese Befehlsstelle anzulaufen. In einem Wald nördlich von Bapaume versteckte er sich mit seiner Einheit und wartete den ganzen Tag bis zum Dunkelwerden.

„Ziemlich nutzlos, dieses Herumsitzen“, maulte Schoberer. „Wir können uns jetzt nicht bewegen“, gab Grabert zur Antwort. „Fahren wir nach Norden, dann schicken sie uns nach Süden. Und hier, im Süden des von uns vermuteten Aufmarschgebietes der Panzer, wimmelt es von Panzerseinheiten und Kommandos. Wenn die uns aufspüren, dann teilen sie uns irgendeiner Division zu, und wir sind in unserer Bewegungsfreiheit eingeengt.“

„Aber wenn wir hier herumsitzen, wird es auch nicht besser!“

„Das nicht“, erwiderte Grabert, „aber ich habe mir in den Abendstunden die Bewegungen der Panzerkräfte und der Fahrzeuge genau angesehen. Dieser Waldweg hier scheint eine Art Aufmarschstraße zu sein.“

„Und was willst du daraus schließen, Sigi?“

„Daß die Alliierten wirklich etwas planen.“

„Und wie willst du dahinterkommen?“

„Heute nacht, Georg! Wir suchen das Kommando, das wir anlaufen sollten und das sich hier irgendwo in diesem Wald befinden muß. Pfeiffer und Kodon sollen mitgehen. Die anderen halten hier die Stellung.“

Auch in der Nacht gab es keine Ruhe. Unentwegt rollten Fahrzeugkolonnen und Panzerfahrzeuge auf den schlechten Wegen nach Süden. Es fiel daher nicht weiter auf, daß Grabert, Pfeiffer,

Schoberer und Kodon in französischen Uniformen am Rand des Waldweges nach Süden marschierten.

Deutsche Luftaufklärer mußten die Bewegungen im Wald bereits festgestellt haben, wie zahlreiche Bombentrichter bewiesen. Das konnte auch die Erklärung der hektischen Eile sein, mit der Franzosen und Engländer durch den Wald fuhren. Sie wollten ihn offensichtlich mit Anbruch des neuen Tages völlig geräumt haben. Deutsche Luftangriffe mußten dann ins Leere gehen.

Leutnant Grabert hatte richtig vermutet. Nur etwa drei Kilometer weiter südlich stand eine einsame Köhlerhütte am Rand des Waldweges. Der Platz davor war mit Fahrzeugen aller Art vollgestopft. Eine Standarte zeigte an, daß sich hier ein höherer Stab befinden mußte.

„Die sind so aufgeregt, daß wir unmöglich auffallen können“, sagte Grabert.

Sie zwängten sich durch die eng aufgefahrenen Fahrzeuge auf die Köhlerhütte zu. Doch da erlebten sie eine Enttäuschung. Es war lediglich ein Verpflegungslager. Aber nur wenige Meter hinter dieser Hütte bemerkten sie den Eingang zu einem Unterstand. Soldaten trugen Akten heraus und verluden sie auf LKW. Kein Zweifel, der Bunker wurde geräumt.

Grabert und seine Leute mischten sich unter die Soldaten. Selbst wenn es heller Tag gewesen wäre, hätte man sie kaum nach ihrem Wohin und Woher gefragt. Dazu herrschte eine viel zu hektische Aufbruchstimmung.

Grabert zog seine Kameraden hinter einen LKW.

„Pfeiffer und Kodon, ihr beschäftigt euch hier. Es gibt ja genug zu tun. Fallt mir, um Himmels willen, nicht auf. Kodon, du spielst den Taubstummen. Pfeiffer soll dir einen Verband um den Kopf wickeln. Und du, Pfeiffer, du redest auch so wenig wie möglich. Dein Französisch reicht nämlich gerade bis zur Bratpfanne. Wir treffen uns auf jeden Fall wieder an der Köhlerhütte. Schoberer und ich wollen den armen Poilus helfen, die Akten herauszutragen.“

Grabert, in der Uniform eines französischen Offiziers, durfte natürlich keine Akten tragen. Das wäre bei dem ausgeprägten Standesbewußtsein, das in der französischen Armee vorherrschte, besonders aufgefallen. Schoberer hingegen, in der Uniform eines Sergeanten, konnte es sich schon eher leisten, einmal mit anzupacken.

Sie drängten sich zusammen mit anderen Franzosen die Treppen hinunter. Die Wände waren mit Holzbalken abgestützt. Der Bunker sah solide aus, obwohl er einem Stuka-Volltreffer kaum standgehalten hätte.

Offiziere und Unteroffiziere waren bei Petroleumlicht dabei, Akten zu sortieren oder Anweisungen für die Räumung zu erteilen. .

In einem anderen Raum stand ein französischer General im Kreis zahlreicher Offiziere, unter denen auch Verbindungsoffiziere der Engländer waren. Der General zeigte auf eine Karte, auf der Einzelheiten wegen der schlechten Beleuchtung nur schwer zu erkennen waren.

„Etwas mehr Ruhe, wenn ich bitten darf!“ rief ein Offizier in den Nebenraum, der gerade ausgeräumt wurde. Der gleiche Offizier sah Grabert und sagte zu ihm: „Los, kommen Sie schon 'rein!'“

Wahrscheinlich hatte er Grabert mit einem anderen Offizier verwechselt, was bei der trüben Beleuchtung durchaus möglich war.

„Die Deutschen haben also St. Quentin genommen und stoßen jetzt auf Amiens zu. Wenn sie die Somme-Mündung erreichen, dann sind die 1., 2. und 9. französische Armee und das gesamte britische Expeditionskorps eingeschlossen.“

„Was hat General Bilotte befohlen?“ fragte ein britischer Oberst.

„Der Plan ist schon einige Tage alt, hat aber nichts von seiner Aktualität verloren. Die im Raum Cambrai-Arras stehenden verbündeten Panzerkräfte stoßen unter meiner Führung in die rechte Flanke der Deutschen. Wir nehmen an, daß wir sie bei Peronne mit aller Wucht treffen. General Kleist wird gezwungen sein, seinen Plan aufzugeben. Er wird sich dann gegen uns wenden müssen.“

„Was haben wir damit erreicht?“ fragte der britische Oberst.

„Das Loch bei Amiens bleibt offen. Wenngleich ich der Meinung bin, daß wir nicht alle Armeen retten können, so doch sehr viele Soldaten. Und das dürfte wichtig für die weitere Kriegführung sein.“

Der britische Oberst schüttelte den Kopf.

„Mein Oberkommando hat General Bilotte bereits mitgeteilt, daß sich das britische Expeditionskorps an einer solchen Operation nicht beteiligen kann.“

„Und warum nicht?“ fragte der französische General scharf.

„Wir haben dem französischen Oberkommando unsere Gründe dargelegt. Das Gros unserer Truppen befindet sich augenblicklich im nördlichsten Teil des Kessels in Richtung Dünkirchen. Wir hätten also den weitesten Weg und damit die geringste Chance, durch das schmale Loch bei Amiens nach Südwesten auszubrechen.“

„Wenn wir eingekesselt sind, haben wir überhaupt keine Chance mehr, zu entkommen.“

„Sie vergessen, daß wir das Meer vor uns haben, und dahinter liegt Großbritannien. So schnell geben wir uns nicht verloren.“

„Und wir?“ brauste der General auf. „Wollen Sie uns im Stich lassen, nur damit Sie die Möglichkeit haben, über den Kanal zu entkommen? Ich appelliere an die Waffenbrüderschaft...“

„Ich bin nur Verbindungsoffizier“, stellte der Engländer trocken fest. „Dann bitte ich Sie um eines, mon colonel: Stellen Sie mir die in diesem Raum stehenden britischen Panzerkräfte für einen einzigen Gegenstoß zur Verfügung! Mehr will ich nicht.“

„Bedaure, Herr General, aber ohne Zustimmung meines Oberkommandos kann ich solche Entscheidungen nicht fällen. Ich fürchte zudem, daß eine solche Zustimmung nicht mehr zu erreichen sein wird. Soweit ich informiert bin, haben unsere Streitkräfte bereits die Anweisung, sich nach Norden abzusetzen.“

„Das ist gegen jede Abmachung!“ brüllte der General. „Das gleicht einem Verrat! Dann können die Deutschen die Somme-Mündung erreichen und uns einkesseln. Damit sind wir verloren!“

Grabert hatte genug gehört. In dem Tumult, der entstand, als der französische General einen Herzanfall erlitt, konnte sich der deutsche Horcher zurückziehen. Im Gang stieß er mit Schoberer zusammen, der einen Packen Akten unter dem Arm trug. „Nun?“ fragte Schoberer. Grabert nickte.

„Los, 'raus hier! Wir können verschwinden. Ich weiß, was ich wissen wollte.“

Plötzlich entstand auf dem Vorplatz Tumult. „Spione! Deutsche Spione!“ rief es durcheinander. „Mein Gott!“ stöhnte Grabert und hatte böse Ahnungen. Was war geschehen?

Pfeiffer und Kodon hatten es sich in der Zwischenzeit bequem gemacht. Die beiden stöberten in der Köhlerhütte herum und suchten aus der dort lagernden Verpflegung Schokolade heraus. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen. Doch plötzlich erschien ein Kommando, das den Befehl hatte, das Verpflegungslager zu räumen.

Der französische Leutnant fragte nicht lange, was die beiden in der Köhlerhütte suchten, er forderte sie nur auf, sich nach Kräften an der Räumung zu beteiligen. Das ging auch eine Zeitlang ganz gut. Aber nur so lange, bis der Leutnant Pfeiffer etwas fragte und Pfeiffer sich nicht zu antworten traute. Er verlor die Nerven und rannte in den Wald. Kodon stracks hinterher.

Bei der allgemeinen Angst der Franzosen vor deutschen Spionen war für den Leutnant der Fall sofort klar, als die beiden ohne ersichtlichen Grund in den Wald flohen. Er löste Alarm aus.

Der Ruf „Deutsche Spione!“ hatte etwas Elektrisierendes für die Franzosen. Sie rannten durcheinander, nahmen in der Eile eigene Leute in Haft, ließen sie wieder frei und entwickelten dabei eine Aktivität, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Mehrere Suchkommandos waren in wenigen Minuten zusammengestellt.

Ein jüngerer Oberst hatte an Stelle des zusammengebrochenen Generals das Kommando übernommen und wollte sich in dieser außergewöhnlichen Situation bewähren. Er stoppte zunächst den gesamten Verkehr durch den Wald. Gleichzeitig stellte er Kampfeinheiten zusammen.

Grabert und Schoberer setzten sich unauffällig ab. Als sie weit genug von dem Bunker entfernt waren, meinte Schoberer:

„Jetzt toben sie sich aus. Ich wette, daß sie den ganzen Wald durchkämmen.“

„Damit müssen wir rechnen.“

„Ob sie wirklich Pfeiffer und Kodon gemeint haben?“

„Zweifelt du etwa daran?“

„Natürlich nicht. Sag mal, Sigi, können wir nicht die Tanks einfach stehenlassen und uns verkrümeln?“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber in und mit den Tanks stellen wir immerhin eine Kampfkraft dar, die nicht zu unterschätzen ist. Wenn wir sie verlassen, dann sind wir vogelfrei, und sie werden uns hetzen. Nur wenige von uns sprechen englisch oder französisch. Mit Tricks könnten wir also nicht viel arbeiten, zumal die Franzosen jetzt das Spionagefieber gepackt hat. Aber solange die Lastwagen noch fahren, können wir auch den Ausbruch versuchen. Wenn sie erst den gesamten Verkehr durch den Wald sperren, sieht die Sache anders aus. Allein schon an den Geräuschen würden sie uns sofort erkennen.“

„Aber nicht an den Renault-Tanks.“

„Mit dieser Täuschung ist es jetzt auch nicht mehr zu machen.“

„Halt!“ rief eine Stimme aus dem Dunkel.

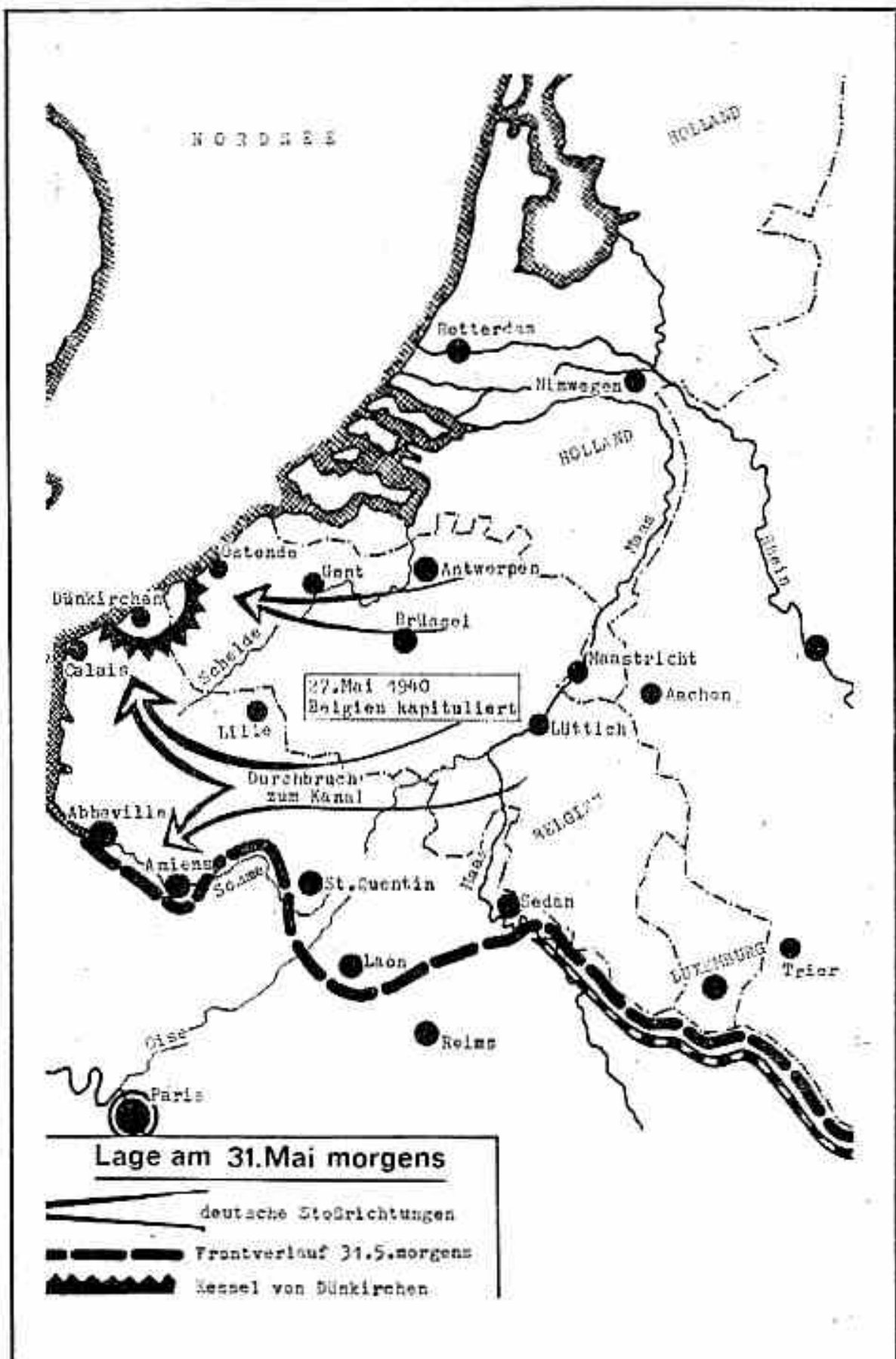
„Du hättest wenigstens ‚Halte la!‘ rufen müssen“, antwortete Grabert dem deutschen Posten. „Los, alles zu den Fahrzeugen!“

Da kam ihnen Pfeiffer entgegen.

„Ich melde...“

„Halt den Mund!“ sagte Grabert. „Kann mir schon denken, wie es passiert ist. Alle Mann zu mir!“

In der Dunkelheit versammelten sich die Männer der 8. Kompanie um Grabert.



„Herhören, Leute! Vermutlich wißt ihr schon, was geschehen ist. Jetzt kömmt es darauf an, daß wir uns möglichst elegant verdrücken. Wie wir das machen, muß sich wahrscheinlich aus dem Augenblick ergeben. Nur so viel: Wenn wir mit Gewalt durchbrechen, dann feuern wir mit den MG. Wer mit seinem Tank liegenbleibt, soll aussteigen und sich in die Büsche schlagen. Jeder hat zu vermeiden, daß er in Gefangenschaft kommt. Überprüft noch einmal eure Waffen! Alles bleibt bei den Fahrzeugen. Es kann sein, daß wir blitzartig handeln müssen.“

Die Männer gingen zu ihren Wagen. Grabert und Schoberer schlichen bis an den Waldweg. Der Verkehr war tatsächlich eingestellt worden. Die Kraftwagen, die noch unterwegs waren, hatte man offensichtlich auf der Strecke angehalten. Aus südlicher Richtung, wo der Bunker lag, waren französische Kommandos zu hören. Die Truppen begannen offensichtlich damit, den Wald systematisch durchzukämmen.

„Wir kommen in des Teufels Küche“, sagte Schoberer leise. „Wenn wir bis Tagesanbruch warten, bekommen wir unsere eigenen Eier auf den Kopf. Die Luftwaffe wird den Wald bestimmt wieder beharken.“

„Spätestens in den Morgenstunden brechen wir aus. So oder so. Vielleicht erleben wir ein Wunder.“

Das Wunder geschah nur halb. Ein französisches Suchkommando stieß zwar glücklicherweise zuerst auf Grabert, der es noch rechtzeitig in eine falsche Richtung dirigieren konnte - aber damit war die Gefahr noch lange nicht gebannt.

Um 5 Uhr früh rief Grabert seine Leute erneut zusammen. Keiner hatte bis dahin geschlafen.

„Männer, uns bleibt nichts anderes übrig als durchzubrechen! Unsere Truppen stehen bereits am Canal du Nord nördlich von Peronne. Es muß uns gelingen, sie zu erreichen. Wir bleiben auf jeden Fall beisammen. Wer einen Motorschaden hat, soll versuchen, auf ein Nachbarfahrzeug aufzuspringen. Und wenn wir schießen müssen, dann zeigt, was ihr gelernt habt! Mehr kann ich nicht sagen. Jeder ist von jetzt an auf sich selbst gestellt und muß wissen, was er zu tun hat.“

Damit begann jenes tollkühne Unternehmen, das in späteren Berichten irrtümlich General Rommel zugeschrieben wurde. Es hieß, Rommel sei im Verband der Panzergruppe Guderian am 19. Mai 1940 im Morgengrauen inmitten einer feindlichen Panzereinheit aufgetaucht und habe diese in die Flucht geschlagen. Guderian indessen stieß um diese Zeit auf Dijon und die Schweizer Grenze zu. Damit soll nicht bestritten werden, daß Rommel die gleiche Tollkühnheit besessen hätte. Nur im Zusammenhang mit den Operationen bei Cambrai entspricht dies geschichtlich nicht den Tatsachen.

Grabert saß im ersten Tank. Er fuhr auf den Waldweg und wartete, bis sich die anderen Panzer formiert hatten. Dann fuhr er los, in Richtung Süden.

Schon nach knapp einem Kilometer Fahrt sprangen Franzosen aus dem Wald auf die Fahrbahn und winkten. Es war unverkennbar, daß sie den Panzerkonvoi zum Halten bringen wollten. Aber die Tanks mit französischen Kennzeichen fuhren weiter.

Siegfried Grabert stand vor einer schwierigen Entscheidung, die ihm niemand abnehmen konnte. Er war nicht darauf versessen, in einer schier ausweglosen Situation unbedingt den Helden zu spielen. Seine Motive, die ihn zu dieser verwegenen Fahrt veranlaßten, waren vorwiegend menschlicher Natur. Er wollte seine Leute sicher aus dem doppelten Gefahrenbereich bringen. Denn die Gefahren drohten nicht nur von selten der Franzosen, sondern auch von den eigenen Leuten und sozusagen aus der Luft.

Grabert wußte, daß es an der Köhlerhütte eine kritische Situation geben würde. Dort standen auf engem Raum zahlreiche Kraftwagen des Stabes. Nur eine schmale Durchfahrt war offengehalten worden, um die Kolonnen in südlicher Richtung durchschleusen zu können. So war es jedenfalls vor einigen Stunden gewesen. Ob der französische Oberst inzwischen Straßensperren hatte errichten lassen, wußte er nicht. Aber das war schlecht denkbar, denn die Franzosen ahnten immer noch nicht, wer sich in ihren eigenen Renault-Tanks befand. Sie suchten zwei Spione, mehr nicht.

Der Leutnant beobachtete die Fahrzeugansammlung durch den Sehschlitz. Die Gasse war noch frei! Zwischen den Kraftwagen und auf den Waldwegen standen französische Kommandos Gewehr bei Fuß. Die Poilus starrten erstaunt auf die ankommenden Panzer, die trotz Verbot in rascher Fahrt durch den Wald kamen. Der französische Oberst war offensichtlich blind gegen die Gefahr, die ihm mit Anbruch des neuen Tages aus der Luft drohte. Sein ganzer Ehrgeiz hatte sich darauf konzentriert, die beiden „Spione“ zu fangen.

Die Poilus winkten und forderten zum Halten auf. Grabert kümmerte sich nicht darum. Er steuerte mit unverminderter Geschwindigkeit die schmale Gasse an und holperte hindurch. Nach wenigen Minuten hatte er mit seinen Leuten das Hindernis überwunden und den freien Waldweg vor sich. Soweit er nach einem Blick feststellen konnte, waren alle Panzer durchgekommen.

Plötzlich tauchte neben Graberts Panzer ein Krad mit einem französischen Offizier auf. Der Franzose versuchte vergeblich, an Grabert vorbeizukommen. Als es ihm nach mehrmaligen Versuchen endlich gelungen war, fuhr er nach vorn und setzte sich vor Graberts Tank. Doch Grabert

konnte keine Rücksicht nehmen. Er fuhr noch schneller und drängte das Krad vom Weg ab. Es landete in einem Wassergraben und überschlug sich.

„Tut mir leid, Junge, aber es ging nicht anders“, stellte Grabert bedauernd fest und starrte noch aufmerksamer durch den Sehschlitz. Er konnte sich vorstellen, daß die Franzosen von nun an wußten, mit wem sie es zu tun hatten. Es lag auf der Hand, daß sie von dieser Minute an alles unternehmen würden, um sich der unheimlichen Tanks zu versichern. Sie reagierten schneller, als Grabert lieb sein konnte.

Der Waldweg verlief schnurgerade nach Süden. Das Ende des Waldes zeichnete sich wie eine große Pforte gegen den hellblauen Himmel ab. Grabert starrte auf die Schneise, von der er sich die Rettung versprach. Ein Blick zurück. Seine Männer konnten nicht sehen, was sich vor ihnen abspielte. Aber sie spürten, daß Gefahr im Verzuge war und hielten das Tempo des Spitzenfahrzeuges mit.

Grabert war noch hundert Meter vom Waldrand entfernt, als es passierte.

Plötzlich schoben sich Lastwagen über den Weg! Die Franzosen wußten ganz genau, daß die kleinen Renault-Tanks nicht in der Lage waren, schwere Lastwagen umzuwerfen. Zur Not hätte vielleicht einer zur Seite gedrückt werden können. Deshalb hatten sie auch gleich mehrere Laster quer über den Weg gefahren. Das Hindernis war unüberwindlich, und das Ende des Einsatzes schien sich anzubahnen.

Während Grabert mit unverminderter Geschwindigkeit auf die LKW zuratete, suchte er fieberhaft nach einer Lösung. Das Fehlen jeglicher Sprech- und Funkverbindung von Tank zu Tank machte sich gerade in diesen Sekunden besonders hinderlich bemerkbar. Ein Rammen der Fahrzeuge war absolut hoffnungslos und mußte mit Sicherheit zuungunsten der Deutschen enden. Für Grabert gab es nur einen Ausweg, so verwegen er auch sein mochte: Er mußte mit einem tollkühnen Trick versuchen, die Lastwagen auf irgendeine Weise wieder von dem Weg herunterzubringen. Über das Wie war er sich in diesen Sekunden selbst noch nicht klar. Er konnte nur hoffen, daß seine Männer im richtigen Moment auch begreifen würden, was er wollte.

Über die entscheidenden Sekunden dieses Einsatzes sagte Siegfried Grabert später zu einem PK-Berichterstatte:

„Was ich gedacht habe? Ehrlich gesagt, überhaupt nichts. Ich wußte nur eines: Hier müssen wir durch! Ich bin der Meinung, daß die besten und letztlich rettenden Gedanken immer erst in den entscheidenden Sekunden kommen.“

Grabert fuhr mit der Höchstgeschwindigkeit der Renault-Tanks, das waren 45 km/h, auf das Hindernis zu. Schlagartig trat er die Bremse durch. Die Ketten wühlten den Humusboden auf, der Tank kam fast ruckartig zum Stehen.

Grabert sprang heraus, so schnell er konnte. Hinter ihm kletterte schon Schoberer aus seiner „Sardinenbüchse“. Er war dicht aufgefahren und hatte gerade noch einen Auffahrtunfall verhindern können.

Leutnant Grabert sprang auf seinen Tank; inzwischen waren die anderen bis auf die letzten drei ebenfalls zum Stehen gekommen. Die Klappen gingen auf, und die „Brandenburger“ steckten ihre Köpfe heraus. Die im Wald versteckten Franzosen feuerten nicht, als sie sich plötzlich Männern in französischen Uniformen gegenüber sahen. Jetzt wußten sie überhaupt nicht, wie sie sich verhalten sollten.

Grabert machte zuerst mit dem linken und dann mit dem rechten Arm eine weit ausholende Bewegung. Seine Leute hatten sofort begriffen. Die Tanks am Ende der Kolonne fuhren weiter auf und scherten dann nach links und rechts aus, um die Flankensicherung zu übernehmen.

Die auf der Lauer liegenden Franzosen wußten immer noch nicht, woran sie waren. Alles hatte sich in Sekundenschnelle und ohne viele Worte abgespielt. Einzelne Franzosen, die dem Waldrand am nächsten lagen, richteten sich auf und beobachteten das merkwürdige Manöver interessiert.

In diesen Augenblicken gab Grabert ein weiteres Zeichen. Die Männer, die ihm am nächsten standen, rissen ihre Maschinenpistolen hoch und feuerten auf die überraschten Franzosen, die erst nach Deckung suchten, als die ersten Verwundeten zu schreien begannen. Dann aber liefen sie, von panischem Schrecken erfaßt, in den Wald hinein.

„Vier Mann auf die LKW!“ brüllte Grabert. Es waren die ersten deutschen Worte, die in diesen spannungsgeladenen Minuten fielen. „Weg mit ihnen!“

Schoberer, Pfeiffer und zwei weitere „Brandenburger“ sprangen auf die Fahrersitze der LKW. Die Franzosen hatten glücklicherweise die Zündschlüssel stecken lassen. Sie hatten offensichtlich den Befehl, noch dichter aufzufahren. Aber Grabert war ihnen zu schnell auf den Pelz gerückt.

Die Motoren der Laster brummen auf. Der erste Wagen stieß im Rückwärtsgang in den Wald hinein, geriet mit den Hinterrädern in eine Rinne, die Räder wühlten den Boden auf.

Jetzt hatten die Franzosen begriffen. Sie sammelten sich zum Gegenstoß. Die ersten Schüsse krachten.

Grabert nahm sich ein paar Leute und sprang feuernd auf den Waldrand zu.

Die Fahrer jener Tanks, die links und rechts ausgeschwärmt waren, hatten sich bis dahin ruhig verhalten. Nun griffen auch sie ein. Mit ihren MG beschossen sie den Wald, die Franzosen mußten wieder in Deckung gehen und zogen sich schließlich ganz in den Wald zurück. Inzwischen war schon der zweite LKW von der Straße gefahren worden.

Neben Grabert brach einer seiner Leute zusammen.

„Weiter!“ keuchte der Verwundete.

„Kümmere dich um ihn!“ befahl Grabert einem Kameraden. Der Verwundete wurde in den nächst erreichbaren Panzer gepackt.

Grabert feuerte mit seinen Männern in den Wald hinein, um die Franzosen so lange niederzuhalten, bis die Straße wieder frei war. Tatsächlich zogen sich die Poilus immer tiefer in den Wald zurück. Ihnen waren die Deutschen oder auch übergeschnappten Franzosen, wie manche immer noch glauben mochten, zu unheimlich.

Endlich war die Straße frei! Grabert gab das Zeichen zum Einsteigen. Feuernd zogen sich die „Brandenburger“ bis zu ihren Tanks zurück. Erst als sich alle in Bewegung gesetzt hatten, schlossen sie die Luken.

Grabert trat den Gashebel durch. Nur noch wenige Meter, dann hatten sie freies Feld vor sich.

Plötzlich durchfuhr es Grabert eiskalt. Er konnte durch den Sehschlitze deutlich sehen, wie sich auf dem nächsten Kornfeld etwas bewegte.

Da teilten sich schon die Halme, und eine Feldhaubitze wurde mitten auf dem Weg in Stellung gebracht.

Noch hatten die Franzosen die Holme nicht ganz auseinandergeklappt, als Grabert alles auf eine Karte setzte. Er holte aus dem Motor seines Tanks das Letzte heraus. Wie ein Teufel fuhr er auf das Geschütz los. Die Franzosen waren feuerbereit. Die Bedienung kurbelte, um den Tank ins Visier zu bekommen. Die erste Granate wurde gerade in den Lauf gesteckt.

Grabert stemmte sich gegen den Gashebel und beugte sich nach vorn, als ob er damit das Tempo noch mehr erhöhen könnte. Noch zehn Meter!

Es schien unmöglich, das Geschütz noch vor dem ersten Schuß zu erreichen. Plötzlich rissen die Franzosen die Köpfe nach oben, dann rannten sie wild durcheinander und verschwanden im nahen Wald.

Grabert konnte sich denken, was passiert war. Die Gefahr war für ihn nun aber die gleiche wie für die Franzosen.

Da prasselten auch schon die Geschosse auf die Panzerung. Drei deutsche Maschinen rasten im Tiefflug über das Feld und feuerten aus allen Rohren auf die Panzeransammlung. Nach dem ersten Angriff sammelten sich die deutschen Jäger wieder und kurvten zu einem zweiten Tiefangriff ein.

Grabert stand vor einer schweren Entscheidung. Die Panzer einfach aufzugeben und im Wald Schutz zu suchen, würde Gefangenschaft bedeuten. Andererseits war es ziemlich sicher, daß die deutschen Jäger weitere Angriffe gegen die Panzer fliegen würden. Erkennungszeichen waren für diesen Spezialeinsatz nicht vereinbart worden. Grabert riß sein Luk auf und brüllte:

„Auseinanderziehen! Fahrt links und rechts in die Felder! Aussteigen! Wir sammeln uns sofort nach dem Luftangriff!“

Die Panzer preschten in die Felder, und die Männer suchten Deckung, so gut es ging.

Der zweite Angriff der deutschen Jäger kam keine Minute zu früh. Ihre Bordkanonen feuerten auf die erkannten Ziele.

Ein Panzer bekam einen Volltreffer und explodierte. Schoberer hatte sich im hohen Gras auf Grabert zugeschoben.

„Sieht mulmig aus, Sigi! Während wir hier warten, bis uns unsere eigenen Brüder einen kalten Hintern verpassen, sind die Franzosen dabei, uns zu kassieren.“

Grabert überlegte kurz. In der Luft heulte es schon wieder.

„Im Zickzack-Kurs Richtung Süden! Vollgas!“

Die „Brandenburger“ sprangen wieder in ihre Tanks. Motoren heulten auf. Grabert übernahm wieder die Spitze. Er hatte die Kuppel ganz geöffnet und riskierte es, während der schwierigen Geländefahrt von den eigenen Waffen getroffen zu werden. Aber er mußte den Überblick behalten, und das war durch den Sehschlitze nur bedingt möglich.

Plötzlich tauchten britische Jäger auf und griffen die deutschen „Messerschmitts“ an. Ein Luftkampf setzte ein, der für die „Brandenburger“ die Rettung bedeuten konnte.

Da brummte es dunkel und drohend in der Luft. Ein deutscher Bomberverband flog den Wald an. Kurz darauf erzitterte die Erde.

Zwei Stunden später hatte Grabert mit seinen Männern, darunter nur drei Verwundete, den Canal du Nord erreicht.

Für den weiteren Vormarsch der deutschen Verbände im Griechenland-Feldzug stand nur die einzige Brücke über den Wardar östlich von Axiupolis zur Verfügung. Diese Brücke war außerdem die einzige direkte Verbindung nach Saloniki und somit von größtem strategischem Wert.

Der jugoslawische Dolmetscher und Agent der Abwehr II, Vasco, lag in dieser Nacht neben Oberleutnant Siegfried Grabert.

„Dort drüben“, sagte er, „auf der anderen Seite der Brücke, stehen zwei britische Panzer. Das britische Kommando ist...“

„Alles erkannt“, sagte Grabert. Ihm war auch die allgemeine Lage bekannt. In den Morgenstunden des 6. April 1941 sollte die 12. deutsche Armee, von der Luftflotte 4 unterstützt, Griechenland angreifen. Ziel dieses Stoßes nach Südosten war, bis Saloniki vorzudringen und die Nordküste der Ägäis zu besetzen.

Grabert war in der Nacht mit seinem Sonderkommando von einer Gebirgsjägereinheit aus Strumitza an den Wardar gebracht worden. Inzwischen hatten Teile der 12. Armee bereits Skopje erreicht und drängten weiter nach Süden. In den Bergen hatten sich versprengte jugoslawische Einheiten festgesetzt, die vereinzelt das Feuer auf die „Brandenburger“ eröffnet hatten. Das Hinterland war durch den raschen Vormarsch der Wehrmacht keineswegs gesichert. Im Gegenteil. • Während die Städte und größeren Ortschaften fest in deutscher Hand waren, bildeten sich in den Bergen die ersten Widerstandsnester.

Ein Teil der im Süden des Landes befindlichen jugoslawischen Truppenteile versuchte, über den Wardar nach Griechenland zu entkommen. Grabert hatte diese Situation in seinen Plan einkalkuliert und befahl seinen Männern:

„Jugoslawische Militärmäntel und Stahlhelme einsammeln. Wir gehen auf Halbtarnung.“

Es wurde langsam heller. Der Wardar führte zu dieser Jahreszeit viel Wasser. So verschluckte das Rauschen die Annäherung der „Brandenburger“. Kompanietrupp und ein Zug marschierten auf die Brücke zu. Grabert an der Spitze. Der 2. Zug hatte sich südlich des jugoslawischen Brückenkopfes aus schwindelnder Höhe abgeseilt und Stellung bezogen. Der 3. Zug lag in Reserve.

Grabert und seine Männer spielten flüchtende jugoslawische Soldaten. In einigermaßen geregelter Marschordnung strebten sie der Brücke zu, wo sie der griechische Posten ungehindert passieren ließ. In der Mitte der Brücke stießen die „Brandenburger“ auf den ersten Engländer. Sie waren schon an ihm vorbei, als sie von hinten angerufen wurden.

„Stop!“ rief der Engländer.

Dummerweise blieb der letzte „Brandenburger“ auch wirklich stehen. Der Brite riß ihm den jugoslawischen Militärmantel auseinander, unter dem die deutsche Uniform zum Vorschein kam.

„Germans! All Devils. Germans!“ brüllte der Posten, und seine Kameraden stürzten erschrocken näher. „Auf sie!“ rief Grabert und warf seinen Mantel ab. Eichelberger hatte als erster seine MPI hochgerissen und die britischen Posten unter Feuer genommen.

Grabert stürmte zu gleicher Zeit mit einigen seiner Männer zum jenseitigen Brückenkopf. Aber die Engländer waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zu überrumpeln. Sie wußten, daß der deutsche Angriff in den nächsten Stunden ohnehin zu erwarten war.

MG- und Gewehrfeuer prasselte den „Brandenburgern“ entgegen. Unteroffizier Fromm wurde getroffen, überschlug sich zweimal und blieb auf der Brücke liegen.

Er kam zwar schnell wieder zu sich, konnte sich aber nicht mehr aufrichten. Da sah er eine Hand am Brückengeländer. Eine zweite griff nach. Fromm suchte nach seiner MPI, die ihm entfallen war. Er biß die Zähne zusammen, schleppte sich einige Meter weiter, bis er den kühlen Stahl in der Hand fühlte.

Aus der Tiefe kam ein britischer Soldat zum Vorschein, dann ein zweiter. Kein Zweifel, es mußte sich um das Sprengkommando handeln, das vermutlich die letzten Ladungen angebracht hatte. Fromm blieb ruhig liegen. Die Briten taten das gleiche, denn sie konnten den südwestlichen Brückenkopf nicht mehr erreichen. Dort ging es inzwischen hoch her.

Oberleutnant Grabert hatte es geschafft, obwohl er nicht bis in den Brückenkopf eindringen konnte. Aber er und seine Männer lagen kurz davor. Die britischen Soldaten feuerten wie besessen und nagelten die „Brandenburger“ am Boden fest. Einige Männer waren bereits ausgefallen.

Da rollte ein britischer Panzer auf die Landser zu. Die „Brandenburger“ machten sofort ihre Sprengsätze fertig. Jeder war auf die Vernichtung von feindlichen Panzern spezialisiert. Aber der Briten-Panzer kam ihnen nicht zu nahe. Er fuhr nur einige Meter vor, um ein besseres Schußfeld zu haben. Dann knallte er ein paar Granaten auf die Brücke und stieß wieder zurück.

Im Rücken der Männer ratterte plötzlich eine MPI-Salve. Als sie sich umdrehten, sahen sie gerade noch, wie zwei Engländer mitten auf der Brücke zusammensackten. Unteroffizier Fromm gab ein Zeichen. „Eichelberger, mitkommen!“ rief Grabert. Die beiden robbten bis zu Fromm zurück.

„Die beiden Tommies hatten was gegen Sie, Oberleutnant“, stellte Fromm lakonisch fest. „Außerdem“, fügte er hinzu, „muß sich da unten eine Sprengladung befinden. Die beiden kamen an dieser Stelle hochgeklettert.“

Grabert richtete sich auf und beugte sich in einer Feuerpause über das Geländer. Ihn schwindelte. Tief unten rauschten die Wasser des zum reißenden Wildbach gewordenen Wardar.

Das Seil der Briten lag noch da. Grabert schlang sich das eine Ende um den Leib.

„Das mache ich“, sagte Eichelberger. „Du bleibst hier oben!“ entschied Grabert. „Gebt mir Feuerschutz!“

In dem britischen Panzer war die Absicht der „Brandenburger“ erkannt worden. Das Geschütz wurde eingerichtet.

„Achtung, der Panzer!“ rief Unteroffizier Fromm.

„Schon erkannt. Der 1. Zug soll mir das Ding vom Leibe halten.“

Siegfried Grabert hatte mit einem Sprung die Brüstung genommen und war damit aus dem Schußfeld der Panzerkanone.

Eichelberger hatte inzwischen den 1. Zug erreicht, der immer noch vor dem britischen Brückenkopf lag.

„Der Chef hat was vor. Wir müssen den Panzer ausschalten!“ keuchte er.

Sofort robbten drei „Brandenburger“ auf den Panzer zu. Der Rest des Zuges gab Feuerschutz. Die Briten feuerten aus allen Rohren. Die drei hatten die Brüstung inzwischen erreicht, zogen Handgranaten ab und warfen sie auf den Panzer. Das waren natürlich nur Nadelstiche, aber da einige britische Soldaten verletzt worden waren, zog sich auch der Tank zurück.

Eichelberger und Fromm trafen wieder zusammen.

„Die haben's jetzt vom Ufer her auf den Chef abgesehen.“

Am gegnerischen Ufer hatten sich mehrere Schützen in den Felsen versteckt und feuerten auf Grabert, der über der grausigen Schlucht baumelte und nach den Sprengladungen suchte.

Endlich hatte auch der 2. Zug am eigenen Brückenkopf die Gefahr erkannt. MG-Salven ratterten, während Eichelberger und Fromm wieder bis zur Mitte der Brücke schlichen. Querschläger surrten durch die Luft.

„Jesus Maria!“ rief Eichelberger.

„Hat's dich erwischt?“ fragte Fromm.

Eichelberger sprang überraschend hoch und hielt das Seil fest, an dem Grabert hing.

„Bist du verrückt! 'runter!“ brüllte Fromm.

„Dann mach deine Augen auf, du Bazil!“ schrie Eichelberger zurück.

Einer der Querschläger hatte genau die Knickstelle des Seiles gestreift und es teilweise angerissen. Die restlichen Stränge reichten nicht mehr aus, um das Gewicht und die pendelnden Bewegungen auszuhalten.

Eichelberger packte das Seil unterhalb der kritischen Stelle und versuchte es hochzuziehen.

„Los“, rief er Fromm zu, „heb deinen Hintern und hilf!“

Fromm war schon dabei. Sie kümmerten sich nicht um die Schießerei, und es war fast ein Wunder, daß keiner der beiden getroffen wurde.

„Ich lasse euch krummschließen!“ rief Grabert wütend. „Gerade wollte ich...“

„... in die Tiefe stürzen“, ergänzte Eichelberger gelassen und zeigte auf die Bruchstelle am Seil.

Grabert schluckte, dann sagte er:

„Der Zeitzünder tickt. Wir werden gleich in die Luft fliegen.“

Eichelberger redete nicht lange. Der eigenwillige Bauernbursche aus Südtirol schlang sich das Seil um den Leib, sprang auf die Brüstung und war kurz darauf in der Tiefe verschwunden. Fromm hatte alle Mühe, das Seil zu halten:

Währenddessen war Grabert zum 1. Zug hinübergehastet.

„Drei Mann geben Eichelberger Feuerschutz. Melder zum 3. Zug. Reserve hat einzugreifen!“

Die Briten und Griechen hatten inzwischen Verstärkung erhalten. Bis jetzt war die Lage an der Brücke noch keineswegs geklärt. Grabert hatte nur noch eine Stunde Zeit. Dann würden die Vorausabteilungen der 12. Armee anrollen.

Der 3. Zug und Eichelberger tauchten etwa zur gleichen Zeit auf.

„Erledigt“, stellte der Gefreite gelassen fest. „Das Packerl liegt schon unten im Fluß. Aber da stimmt was nicht.“

„Wieso?“ fragte Grabert gespannt.

„Da muß noch eine Sprengladung sein. Die eine Ladung war viel zu schwach. Sie hätte nie die ganze Brücke kaputtgemacht.“

„Auch das noch!“ stöhnte Grabert. „Und wo...?“

„Wenn ich das wüßte“, sagte Eichelberger. „Aber ich schau mich halt mal um.“

Der Oberleutnant ließ ihn gewähren. Er wußte, daß Eichelberger aus besonderem Holz geschnitzt war. Was er machte, das war richtig.

Der 1. Zug hatte die britischen Stellungen im ersten Ansturm überrannt. Die Tommies zogen sich zurück, die „Brandenburger“ stießen sofort nach.

Plötzlich tauchten die Briten an beiden Flanken auf, Grabert, der sich unter den ersten befand, war in ein Handgemenge verwickelt. Inzwischen waren auch griechische Trupps aufgetaucht, die sich zwischen Grabert, seine nach vorn gestürzten Männer und den Brückenkopf mit dem 3. Zug schoben. Verbissen wollten sie eine Vereinigung der deutschen Trupps verhindern. Grabert wurde immer mehr abgedrängt. Wenn kein Wunder geschah, mußte er in den nächsten Minuten von der Übermacht einfach erdrückt werden.

Da griff der deutsche Oberleutnant zu einem verzweifelten Mittel. Er schaffte sich zuerst mit dem Spaten Raum. Er ließ ihn kreisen und hielt sich die Gegner zunächst auf diese Art vom Leibe. Dann riß er eine Handgranate aus dem Koppel, zog sie ab und hielt sie sich über den Kopf. Entsetzt stoben Briten und Griechen auseinander, und sprangen in Deckung. Im letzten Augenblick warf Grabert die Handgranate auf den Panzer, dessen Luk offenstand. Die Handgranate explodierte oberhalb der Öffnung in der Luft.

Für die Griechen war das zuviel. Sie verstanden zwar zu kämpfen, aber einer solchen Tollkühnheit waren sie nicht gewachsen. Sie zogen sich zurück und überließen den Tommies das Feld. Einige verwundete Engländer kletterten aus dem Panzer und hoben die Hände. Die beiden vereinigten Züge der „Brandenburger“ griffen nun frontal die letzten britischen Widerstandsnester an. Eines nach dem anderen fiel in deutsche Hand, der Rest der Briten zog sich zurück.

Der Gefreite Eichelberger kam über den Kampfplatz und meldete Oberleutnant Grabert:
„Erledigt! Die Brücke fliegt jetzt nicht mehr in die Luft.“

*

Nachdem die Engländer das griechische Festland geräumt hatten, zog sich die Masse der Briten nach Kreta zurück. Der neuseeländische General Freyberg übernahm von da ab die Verteidigung der Insel. Ihm standen 27.500 Mann zur Verfügung, etwa die Hälfte Engländer und je ein Viertel Neuseeländer und Australier.

General der Flieger Alexander Löhr, der den Angriff auf Kreta leitete, befehligte außer der Luftflotte 4 noch folgende Einheiten: Das VIII. und XI. Fliegerkorps, die 7. Luftlande- und die 5. Gebirgsdivision sowie Marineverbände und verschiedene Sonderkommandos. Von der Luftwaffe waren 280 Bomber, 150 Stukas und 180 Jäger bereitgestellt. Eine generalstabsmäßige Vorbereitung der Eroberung Kretas war nicht möglich, weil das Unternehmen zu kurzfristig angesetzt wurde.

So standen zwar die vorgesehenen Streitkräfte vollzählig auf dem Papier, aber die Wirklichkeit sah anders aus. Der größte Teil der vorgesehenen Fallschirmtruppen lag weit verstreut, zum Teil bis nach Frankreich, und die Luftwaffe benötigte den vorgesehenen Transportraum zunächst für andere Zwecke. Aber Hitler wollte noch vor Beginn des Rußlandfeldzuges die Eroberung Kretas hinter sich haben.

Kein Wunder, daß nun auch wieder jene Truppe herangezogen wurde, die neben anderen hervorragenden Eigenschaften auch eine Ausbildung im Fallschirmspringen mitbrachte: Die „Brandenburger“.

Das britische Abwehrfeuer war nur schwach.

Oberleutnant Grabert führte ein Sonderkommando, das die Aufgabe hatte, sich unmittelbar nach dem Absprung bis zur Suda-Bucht durchzuschlagen und bei den dortigen britischen Schiffsansammlungen durch Sabotageakte Unruhe auszulösen, um die reibungslose Einschiffung der Engländer zu verhindern.

„Fertigmachen zum Absprung!“

Die Sprungluke wurde aufgerissen. Ein scharfer Luftzug piff in die Maschine. Grabert stand als erster an der Luke. Ein Blick nach unten. Deutsche Maschinen flogen im Verband, und weiße Punkte schwebten in der Luft.

Ein Stoß! Grabert flog hinaus ins Nichts! Ein Ruck ging durch seinen Körper, der Fallschirm hatte sich geöffnet. Langsam pendelte der deutsche Oberleutnant aus. Weiße Punkte, nichts als weiße Punkte, so weit sein Auge sehen konnte. Die einen größer, die anderen kleiner. Ein faszinierender Anblick. Grabert blickte nach unten und erschrak.

Das Sprungziel lag auf einer Höhe, auf der es von Engländern geradezu wimmelte. Der Hügel wirkte aus dieser Perspektive wie ein Miniatur-Vulkan. An hundert verschiedenen Stellen zuckte und blitzte es auf. Die vorgesehene Landestelle Graberts lag nur knapp hundert Meter von diesem feuerspeienden Berg entfernt. Gnade Gott den Kameraden, die hier landeten.

Ein Fallschirmjäger war wie ein Stein neben Grabert in die Tiefe gerauscht, und schon kam ein zweiter. Er mußte zweimal hinsehen, um das Unfaßbare zu glauben. Unmittelbar darauf wiederholte sich dieses grausige Schauspiel, bis Grabert den Grund bemerkte. Die Engländer feuerten mit Maschinengewehren so lange auf die entfalteten Fallschirme, bis diese reichlich durchlöchert und durch den Zugwind zerrissen wurden. Der Todessturz des betreffenden Fallschirmjägers war dann nur noch eine Frage von Sekunden.

Grabert und seine „Brandenburger“ schwebten glücklicherweise nicht im Feuerbereich dieses unheimlichen Hügels. Aber jeder der „Brandenburger“ hatte deutlich genug gesehen, unter welchen Umständen ihre Kameraden zu Tode gekommen waren.

Die Engländer veranstalteten jetzt auch auf die „Brandenburger“ ein regelrechtes Scheibenschießen. Die Männer hingen völlig schutzlos in der Luft und waren den gezielten Salven hilflos ausgesetzt.

Oberleutnant Grabert war als erster am Boden und zwischen distelartigen Sträuchern gelandet. Rasch die hundertmal geübten Griffe: Fallschirm raffen, abschnallen, zusammenwickeln und verstecken.

Grabert hatte sich gerade in die Büsche geschlagen, als es raschelte. Der deutsche Oberleutnant drehte sich blitzschnell um. Ein junger Neuseeländer stand ihm gegenüber. In der rechten Hand hielt er einen Spaten und drang auf Grabert ein. Die Augen des jungen Menschen flackerten.

Durch das, was er noch vor wenigen Minuten gesehen hatte, war Grabert so sehr erregt, daß er seine Maschinenpistole wegwarf und den Kampf gegen Mann annahm. Für den trainierten Offizier war es nicht schwer, den Fight zu seinen Gunsten zu entscheiden.

Kurz darauf hatten sich die Männer des „Brandenburger“ Sonderkommandos hinter Büschen gesammelt. Sie waren ziemlich niedergeschlagen.

Landy meldete: „Mehr als die Hälfte unserer Männer ist tot unten angekommen. In der Luft abgeknallt, als ob wir Stare wären. Ich habe einige unserer Leute gesehen.“

Oberleutnant Grabert schluckte verdächtig. Er kannte jeden einzelnen in seiner Einheit. Sie bildeten alle eine verschworene Gemeinschaft. Ein echter Tod vor dem Feind war ihr Los, denn man war schließlich Soldat. Aber das hier war doch etwas gewesen, was man wahrscheinlich nie mehr vergessen würde.

Landy berichtete nach einer kurzen Pause weiter: „Der Regner, der Allwörden, Tschornie - wie ein Sieb durchlöchert. Mensch, es war entsetzlich!“

„Ruhe jetzt!“ befahl Grabert, der nicht wollte, daß die ohnehin bis zum Siedepunkt gestiegene Erregung noch mehr geschürt wurde.

„Ich habe gesehen, daß die Waffenbehälter so ziemlich genau zwischen den Tommies gelandet sind. Wir haben also nur noch Maschinenpistolen, Pistolen und Handgranaten.“

„Damit holen wir uns die Waffenbehälter“, rief ein Obergefreiter spontan.

Grabert ahnte, daß seine Leute ein Ventil brauchten. „Also gut“, meinte der Oberleutnant schließlich. „Wir holen uns die Waffenbehälter. Bedenkt aber, daß die genau dort niedergegangen sind, wo Engländer und Neuseeländer ihre Stellungen ausgebaut haben: Also auf dem Hügel...“

„... auf dem Killer-Hügel!“ rief Landy dazwischen.

Von da an wurde die Höhe nur noch „Killer-Hügel“ genannt. Die „Brandenburger“ brauchten keine detaillierten Befehle. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Sie rissen die Sträucher zur Seite und stürmten den Hang hinauf. Hinter dichten Büschen lag ein gut getarnter Bunker. Die „Brandenburger“ hatten Routine. Sie wußten, wie man Bunker tarnte, und hatten ihn rasch ausgemacht.

Zwei Neuseeländer standen Wache. Sie wurden entwapnet. Dann gingen die „Brandenburger“ gegen den Bunker vor. Die Neuseeländer waren von der Wucht des Angriffs so sehr überrascht, daß sie zu keiner Gegenwehr mehr kamen. Weiter!

Eine Senke. Dann lag der „Killer-Hügel“ vor ihnen. Die Höhe war zwar durch Erdbunker und Stellungen gut abgesichert, aber alle Abwehrmaßnahmen konzentrierten sich mehr oder weniger auf Gegner aus der Luft. Die Briten standen oder knieten hinter ihren MG auf Fliegerlafetten und warteten auf den Anflug der nächsten Welle deutscher Maschinen. Einige waren dabei, die in ihrem Bereich gelandeten Behälter der „Brandenburger“ zu öffnen.

Da brummte es wieder in der Luft. Eine Staffel Transportmaschinen, begleitet von einigen Jägern, näherte sich dem Absprungziel. Mit Entsetzen sah Grabert, daß sich just über dem Hügel die Sprungluken öffneten. Die ersten Fallschirmjäger stürzten heraus, kurz darauf entfalteten sich ihre Schirme.

Die Tommies warteten, bis die Flugzeuge wieder abgedreht hatten. Erst als die Maschinen nur noch als winzige Punkte zu sehen waren, der Himmel über ihnen von Fallschirmen aber geradezu wimmelte, begannen sie ihre grausame Ernte.

Nach dem gleichen System wie vor etwa einer halben Stunde begannen sie auf die Fallschirme in der Luft zu feuern. Die ersten Fallschirmjäger stürzten in die Tiefe und wurden auf dem steinigen Boden zerschmettert. Der Angriffselan der „Brandenburger“ war jetzt nicht mehr zu bremsen. Sie warteten keinen Befehl mehr ab, sprangen auf, nahmen mit wenigen Sätzen die kleine Senke und stürmten den Hügel, um dem Sterben ihrer Kameraden in der Luft ein Ende zu machen.

Die Engländer hatten die „Brandenburger“ in der Hitze des Gefechtes noch nicht bemerkt, weil sich ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gegner in der Luft konzentrierte. Auf der Spitze des Hügels hing an einem Baum eine Eisenschiene, die bei Fliegeralarm geschlagen wurde. Ein Neuseeländer stand

jetzt dabei und hielt eine Stange in der Hand. Sobald ein deutscher Fallschirmjäger abgeschossen war und in die Tiefe stürzte, schlug er auf die Eisenschiene. Es war ein makabres Totengeläut.

Die „Brandenburger“ stürmten vor. Die erste Stellung der Briten deckten sie mit einem Hagel von Handgranaten zu. Sie warteten die Wirkung nicht ab. Noch während die Granaten flogen, sprangen sie auf und nahmen die gegnerischen Stützpunkte.

Einige „Brandenburger“ blieben bei den zuerst genommenen Stellungen, drehten die britischen MG um und hielten damit die gegnerischen Bunkerbesatzungen nieder.

Der größere Teil der „Brandenburger“ rannte weiter. Sie kümmerten sich in dieser Stunde um keine Gefahren. Sie hasteten über das deckungslose Gelände auf die nächsten Stellungen der Briten zu. Sobald sie wieder ein MG erbeutet hatten, wurde es herumgerissen, um auch die letzten Nester der Briten und Neuseeländer unter Feuer zu nehmen.

Bald waren die Stellungen auf dem Hügel fest in deutscher Hand. Nur noch die Bunker hielten sich, deren Besatzungen Zeit gefunden hatten, sich auf den neuen Gegner einzustellen.

Die anderen Engländer hatte angesichts dieses Angriffsschwungs das Entsetzen gepackt. Sie rannten den Hügel hinunter und fielen dort den Fallschirmjägern in die Hände, die eben gelandet waren.

Die nächste Welle der Fallschirmjäger konnte ungehindert niedergehen. Die „Brandenburger“ hatten mittlerweile die letzten beiden Bunker eingeschlossen, aus denen ihnen schweres Feuer entgegenschlug.

Inzwischen hatten Graberts Männer ihre Waffenbehälter zusammengetragen und geöffnet. Zusammen mit den erbeuteten Waffen waren sie jetzt gut ausgerüstet.

Grabert robbte mit einigen Kameraden auf einen der beiden noch intakten Bunker zu. Die Engländer hatten sich nicht auf einen Erdkampf eingerichtet; so hatten sie auch versäumt, rings um ihre Bunker ein Schußfeld zu roden. Unter Ausnutzung dieser Deckung konnte sich Grabert mit seinen Leuten an den Bunker heranpirschen. Landy entscherte eine Sprengladung und schlich an die Bunkerwand heran. Die Briten feuerten zwar wütend nach allen Seiten, hatten aber nur ein beschränktes Schußfeld.

Die Erde um den Hügel erzitterte. Dunkle Rauchwolken quollen aus den Öffnungen des Bunkers. Zugleich wurde die befestigte Decke, wie von Geisterhänden bewegt, hochgehoben, dann stürzte sie zusammen. Alles, was im Bunker noch lebte, wurde unter den zusammenbrechenden Massen begraben.

Der zweite Bunker wurde auf die gleiche Weise genommen.

Oberleutnant Grabert hatte durch dieses unerwartete Kampfergebnis so viel Zeit verloren, daß das Unternehmen in der Suda-Bucht ausfallen mußte.

Das Bataillon wurde gesammelt und setzte den fliehenden Briten über das Ida-Gebirge nach. An der kretischen Südküste bei Sphakia lieferte Grabert den Engländern noch erbitterte Gefechte.

*

Die Wasser-Pionier-Kompanie „Brandenburg“ stand kurz vor ihrem Einsatz. Sie mußte aber noch auf die Ankunft der 8. Kompanie von Oberleutnant Grabert warten, die von Rumänien kam und durch die Nogaische Steppe unterwegs war.

In den südlichen Vororten von Noworossiysk hatten sich die Russen festgesetzt, wo in dem Stadtteil Zamenskaja um jede Häuserruine erbittert gekämpft wurde. Beide Gegner waren erschöpft und ausgeblutet. Die deutschen Kompanien waren auf Zugstärke zusammengeschmolzen und wurden von Feldwebeln geführt.

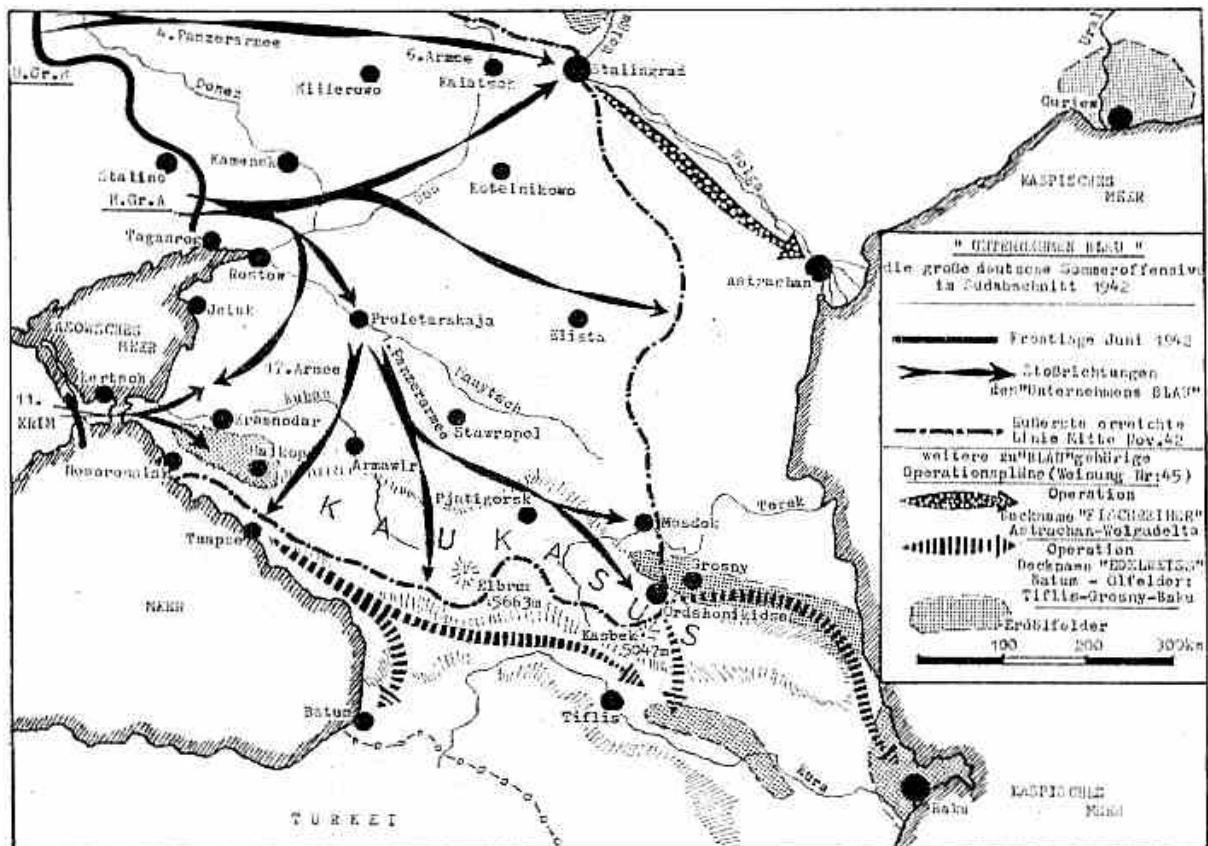
Der Nachschub der Russen war einzig und allein auf die Küstenstraße nach Tuapse angewiesen, und der deutsche Angriff auf diese Straße war im Gebirge steckengeblieben.

So hatte die Heeresgruppe den Plan gefaßt, einige „Brandenburger“-Kommandos unterhalb der Küstenstraße und im Rücken der Front zu landen, um dort den russischen Nachschub für Noworossiysk wenigstens für Stunden zu unterbinden. Damit sollte erreicht werden, daß die Russen Kräfte aus der Front von Noworossiysk abzogen, um sie in den Bergen zur Sicherung der für sie wichtigen Nachschubstraße einzusetzen.

Die Wasser-Pionier-Kompanie „Brandenburg“, aus der später die Küstenjäger-Abteilung hervorgegangen war, hatte alles vorbereitet.

Als die 8. Kompanie unter Oberleutnant Grabert eingetroffen war, konnte schon wenige Stunden später gehandelt werden. Die Männer hatten keine Zeit, sich an die veränderten Verhältnisse zu gewöhnen.

In der Nacht rauschten die Sturmboote in Doppelkiellinie durch die Bucht von Noworossiysk. Deutsche Flugzeuge donnerten zur gleichen Zeit über ihnen dahin und übertönten den Motorenlärm. Feindliche Stellungen wurden zur Täuschung bombardiert. Glühende Blitze zuckten auf, die sich im Wasser spiegelten.



Die Sturmboote umrundeten das Penaj-Kap und hielten auf die Landebucht zu. Die Bergzüge des Kaukasus reichten hier bis nahe an das Meer und fielen dann steil ab. Hier verlief auf halber Höhe und entlang des Schwarzen Meeres die wichtige Küstenstraße von West nach Ost.

Die ersten Sturmboote setzten knirschend an Land. Der Strand war sandig und mit kleinen Büschen bewachsen.

Landy war einer der ersten, der aus dem Boot sprang. Mit halblauter Stimme rief er warnend:

„Achtung! Alles stehenbleiben!“

Grabert arbeitete sich bis zu ihm heran.

„Was ist los?“

„Minen!“ Zufällig hatte Landy mit der Hand den kleinen Hügel und dann den Auslösemechanismus ertastet.

„Pioniere!“ rief Grabert. „Weitermarsch sichern!“

Drei Pioniere übernahmen die Spitze und tasteten den Weg ab. Jeder der folgenden Landser mußte ihnen genau folgen. Das war bei der herrschenden Dunkelheit nicht immer möglich, aber zum Glück passierte nichts.

Als vor den Landsern die ersten steilen Hänge auftauchten, die ohne jeden Übergang hochragten, stellte der Pionier-Feldwebel sachkundig fest: „Hier können jetzt keine Minen mehr liegen.“

„Sie müssen mit 'rauf“, sagte Grabert. „Lassen Sie einige Ihrer Leute zurück, damit der Rückweg genau markiert wird.“

Sie fanden einen Bergeinbruch, den gewaltige Wassermassen während der Regenzeit in Jahrtausenden ausgewaschen haben mußten. Dichtes Gestrüpp behinderte die „Brandenburger“, aber es bot ihnen auch einen gewissen Halt beim Aufstieg.

„Jetzt werden wir auch noch Genssen“, pflaumte einer.

„Gebirgsmarine“, setzte ein anderer hinzu.

Unterdrücktes Lachen war zu hören. Die „Brandenburger“ verloren auch in schlechten Zeiten kaum den Humor. Über ihnen war schon die Stützmauer der Straße zu sehen. Sie hob sich schemenhaft als spitze Kante gegen den Horizont ab.

Grabert und Landy hatten als erste die Stützmauer erreicht, gefolgt von einer Pioniergruppe. Dahinter keuchten die Landser, von denen jeder eine Menge Zeug zu schleppen hatte: Pioniere ihr Sprengmaterial, die Kampftruppe Waffen, darunter einige MG.

Oberleutnant Grabert kletterte an der Stützmauer hoch. Die Steine waren nur übereinandergeschichtet und nicht vermauert. Schließlich stand Grabert auf der Straße. Sie war weder gepflastert noch asphaltiert, folgte jedem Bergeinschnitt und mußte tausend Kurven haben.

Landy hockte auf einem Kilometerstein und blickte träumerisch auf das Schwarze Meer hinunter.

„Im Frieden fahre ich mal auf Urlaub hierher.“

„Andere Sorgen hast du wohl nicht?“ fragte Grabert.

Plötzlich hörten die beiden Motorenlärm, und schon fauchte ein Laster um die Kurve. Der Fahrer schaltete in den ersten Gang, um die hier beginnende Steigung zu nehmen.

Grabert und Landy waren mit einem Satz von der Straße und klammerten sich mit beiden Händen an der Stützmauer fest. Es war nicht ein Wagen, wie sie vermutet hatten, sondern ein ganzer Konvoi. Zwölf voll-beladene LKW keuchten in Richtung Noworossijsk. Gestank von schlecht verbranntem Benzin erfüllte die Luft. Der Oberleutnant ließ den Pionier-Feldwebel und die drei Gruppenführer zu sich kommen. Mit ihnen schritt er die Straße ab.

„Hier hat das gar keinen Zweck, Oberleutnant“, stellte der Pionier-Feldwebel fest. „Wenn wir Minen legen, dann müssen wir Löcher ausheben. Das fällt jedem aufmerksamen Fahrer aber sofort auf.“

„Was dann?“ fragte Grabert.

„Wir müssen einen Wasserdurchbruch finden. Dazu müssen wir bis zu einem Taleinschnitt gehen. Dort stürzen während der Regenzeit die Wasser zu Tal. Auch die Russen müssen sie regulieren, wenn sie nicht riskieren wollen, daß ihnen die ganze Straße weggeschwemmt wird. Sie werden also, wie jeder Straßenbauer auf der ganzen Welt, Rohre oder Tunnels gebaut haben, die das Wasser unter der Straße durchführen.“

„Verständlich“, sagte Grabert und wandte sich an Landy: „Den Rückzug decken, MG aber noch nicht in Stellung bringen. Eine Gruppe soll sich mit Gewehren entlang der Straße verteilen und in Deckung gehen. Wir gehen mal in Richtung Noworossijsk. Wenn Fahrzeuge kommen, sofort Zeichen geben.“

Landy verschwand im Dunkel, die anderen gingen am Rande der Straße entlang weiter. Dabei mieden sie die Seite, wo die Felsen steil ins Meer abfielen und wo durch die Reflexe des Wassers noch eine gewisse Sicht bestand, während es auf der Schattenseite des Berges immer dunkler wurde.

Der Pionier-Feldwebel ließ seine Taschenlampe aufblitzen.

„Glück gehabt“, sagte er leise. „Hier ist schon ein Wasserdurchlaß. Die Rohre sind groß genug. Ich brauche jetzt den Sprengtrupp.“

„Langsam“, bremste Grabert seinen Tatendrang. „Die Arbeit muß¹ auch abgesichert werden. Bleiben Sie hier liegen.“

Grabert ging allein zurück und erteilte an der Aufstiegsstelle die erforderlichen Anweisungen. Minuten später war die Straße von „Brandenburgern“ belebt. Zuerst wurden die Sicherungsposten so weit wie möglich nach Süden vorgeschoben, um jede Annäherung von Fahrzeugen rechtzeitig zu erkennen. Der Aufstiegsweg, obgleich beschwerlich, hatte sich nach einer flüchtigen Untersuchung immer noch als der beste erwiesen, so daß Grabert den gleichen Weg auch für den Rückzug bestimmte. Die Stelle des Aufstieges bis zur Sprengstelle wurde zunächst abgesichert. Ein MG mit Besatzung wurde zu dem Pionier-Feldwebel beordert, um die Arbeit des Pioniertrupps unmittelbar zu sichern. Ein weiteres MG wurde zwischen Aufstiegsroute und Sprengstelle postiert, ein drittes an der Stützmauer und ein viertes weiter oben, unmittelbar an der Kurve.

Erst als sich Oberleutnant Grabert von der restlosen Sicherung persönlich überzeugt hatte, schickte er den Sprengtrupp zu dem wartenden Pi-Feldwebel an der vorher ausgemachten Stelle. Grabert selbst ging immer wieder die Straße auf und ab und kontrollierte die Posten. Sie befanden sich immerhin im feindlichen Hinterland, und jeden Augenblick konnten die Russen irgendwo auftauchen.

Die Pioniere stopften währenddessen ansehnliche Mengen Sprengstoff in die Röhre unter der Straße.

„Hat überhaupt keinen Zweck“, sagte der Pionier-Feldwebel keuchend, „wenn wir mehrere Sprengstellen anlegen. Wir müssen eine einzige Sprengung machen, aber die muß zünftig sein. Dann kann in den nächsten Stunden kein Fahrzeug weder 'rauf noch 'runter.“

Grabert war damit einverstanden. Das Anlegen mehrerer Sprengstellen hätte außerdem noch mehr Zeit gekostet und wäre womöglich aufgefallen. Plötzlich hörte der Oberleutnant den vorher vereinbarten Unkenruf. Er setzte sich von Mann zu Mann fort, bis er an der Sprengstelle angekommen war.

„'runter von der Straße!“ rief Grabert und warf sich neben den Ableitungsrohren auf den Boden. Kurz darauf war der Motor eines PKW zu hören. Das war für russische Verhältnisse ungewöhnlich; es konnte sich also nur um einen hohen Beamten oder einen Offizier handeln.

Langsam kam er um die große Kurve. Die „Brandenburger“ hielten den Atem an. Der Fahrer schaltete in den zweiten Gang, kam um die Biegung und fuhr auf die Sprengstelle zu. Die Scheinwerfer waren abgeblendet, beleuchteten aber trotzdem die ganze Breite der Straße.

Plötzlich stockte Grabert der Atem. Mitten auf der Straße, direkt über der Sprengstelle, lag ein Pionier-Sack. Einer der Landser mußte ihn dort in der Eile vergessen haben. Neben sich hörte Grabert ein unterdrücktes Fluchen. Der Sack war nicht zu übersehen. Jetzt geriet er in den Leuchtkreis des Scheinwerfers. Der Fahrer trat ruckartig auf die Bremse und brachte sein Fahrzeug schlitternd zum Stehen.

„Wo ist Koudele?“ fragte Grabert nervös.

„Bin schon hier“, flüsterte der Sudetendeutsche, der perfekt tschechisch sprach und die russischen Dialekte auf einer Spezialeinheit dazugelernt hatte. Er hatte den T-Mann (Täuschungsmann) zu spielen. Solche T-Männer gab es in fast jeder „Brandenburger“-Einheit. Sie mußten stets die Uniform des jeweiligen Gegners tragen und zu jedem Einsatz bereit sein. Koudele hatte schon oft den russischen Posten spielen müssen. Als er die Unkenrufe hörte, hatte er sich schnell an Grabert herangemacht. Er ahnte, daß er gebraucht wurde.

„Los, 'raus“, sagte Grabert leise. „Mach, was du kannst.“

Koudele ließ sich nicht treiben. Er war so sehr in seine Rolle hineingewachsen, daß er sich schon selbst wie ein Rotarmist vorkam.

„Magazin“, murmelte er das Lösungswort dieser Nacht vor sich hin und trat schläfrig aus dem Dunkel auf die Straße. Sein Gewehr hatte er lässig im Arm hängen. Im Mundwinkel klebte eine selbstgedrehte Zigarette. Das Kennwort für diese Nacht hatten Überläufer verraten.

Ein russischer Leutnant stieg aus dem PKW und fragte barsch:

„Was machen Sie hier?“

„Straße bewachen“, brummte Koudele einsilbig und befehligte sich, möglichst wenig Respekt vor dem Genossen Leutnant zu zeigen. Dann beugte er sich über den Pi-Sack und sagte beiläufig: „Das hab' ich vorhin verloren.“

„Mensch!“ sagte der Pi-Feldwebel keuchend.

„Was ist?“ fragte Grabert leise zurück.

„In dem Sack befindet sich Sprengmaterial. Es ist schon geschärft. Der kann doch mit dem Sprengstoff nicht Fußball spielen.“

Koudele schien das nicht zu wissen. Auf einmal waren die Unkenrufe wieder zu hören. Also war der Leutnant nur der Vorreiter für andere Wagen.

Der russische Offizier schien von Koudeles Antwort nicht sehr überzeugt zu sein. Er ging mißtrauisch um den Wagen herum und äugte dann in das tiefe Tal hinunter. Dort aber konnte er nun wirklich nichts feststellen, denn keiner der „Brandenburger“ hatte sich an dem zum Meer abfallenden Abhang versteckt. Doch dann ging der Leutnant zur Bergseite. Es war zwar finster, aber die geringste Bewegung hätte Grabert, den ganzen Pi-Trupp und die MG-Bedienung, die nur wenige Meter von dem Russen entfernt lagen, sofort verraten.

Und wieder ertönten die Unkenrufe!

Betont langsam drehte sich der russische Leutnant um, beugte sich zu seinem Fahrer und sagte etwas zu ihm. Unmittelbar darauf brummte der Motor des Wagens auf. Die Reifen mahlten und warfen Steine hoch, dann schoß der PKW mit Vollgas davon.

Der russische Leutnant hatte plötzlich eine Pistole in der Hand, drehte sich blitzschnell um und feuerte sein ganzes Magazin auf den überraschten Koudele leer. Koudele drehte sich um sich selbst, dann stürzte er auf die Straße und rührte sich nicht mehr.

Grabert schlug seinem Nachbarn das Gewehr aus der Hand.

„Noch nicht, Mensch! Er will doch nur, daß wir uns verraten und möglichst viel Radau machen, damit die nachkommenden Fahrer gewarnt werden. Los, Jungs, auf ihn!“

Drei „Brandenburger“ sprangen hoch und warfen sich auf den Leutnant. Grabert sprang inzwischen zu der MG-Stellung hinauf.

„Jetzt müßt ihr zeigen, was ihr gelernt habt. Wenn das Fahrzeug aus der Kurve kommt und auf das Kap zufährt, nehmt ihr es unter Feuer. Es darf unter gar keinen Umständen entkommen.“

Die MG-Schützen richteten den Lauf auf das in Betracht kommende Straßenstück. In der Dunkelheit ein fahrendes Auto zu treffen, war nur mit viel Glück möglich. Der russische Wagen mußte die innere Kurve ausfahren und kam dann am gegenüberliegenden Hang wieder zum Vorschein, um auf das Kap zuzufahren. War er erst dahinter verschwunden, gab es für die „Brandenburger“ keine Möglichkeit mehr, ihn zu erreichen.

Grabert rannte wieder auf die Straße hinunter. „Los“, drängte er den Pi-Feldwebel, „machen Sie alles zur Sprengung fertig!“

„So schnell geht das auch wieder nicht, Oberleutnant. Aber wir tun, was wir können.“

„Wie lange wird es dauern?“

„Na, zehn Minuten ganz bestimmt.“

„Also gut, das müßte zu schaffen sein.“

Inzwischen hatte sich der russische Leutnant von den drei Landsern, die ihn überwältigt hatten, losgerissen und war mit einem Satz über die Stützmauer verschwunden. Kein Laut war aus der Tiefe zu hören. Da ratterte das MG oberhalb des Pi-Trupps auf. Die Blitze der Mündungsfeuer erhellten für Bruchteile von Sekunden die Nacht. Grabert sprang auf einen Stein. Deutlich konnte er das russische Fahrzeug ausmachen.

Die MG-Schützen hatten sich noch nicht auf die Geschwindigkeit des Wagens eingestellt. Alle Schüsse lagen zu kurz.

„Mehr vorhalten!“ brüllte Grabert. Der PKW hatte fast das Kap erreicht. War er dahinter verschwunden, dann war die letzte Chance vertan. Die Einschläge lagen nun besser. Noch zehn Meter bis zum Kap.

Plötzlich setzte das MG aus.

Grabert fuhr herum.

Da ratterte es schon wieder los. Der Schütze eins hatte rechtzeitig eingesehen, daß er den Wagen, solange er im Schatten des Berges fuhr, nur durch Zufall treffen konnte. Deshalb hatte er sich in wenigen Sekunden dazu entschlossen, das Kap anzuvisieren. Dort hob sich jeder Gegenstand gegen den Horizont ab. Das MG hämmerte. Grabert riß sein Nachtglas an die Augen. Da - der russische Wagen war getroffen! Mit voller Geschwindigkeit schoß er über die Straße hinaus und war unmittelbar darauf über dem Abgrund verschwunden.

Doch damit war die Gefahr noch nicht gebannt. Der Unkenruf war nicht von ungefähr gekommen. Mit einigem Abstand war dem PKW eine Kolonne LKW gefolgt. Grabert hatte mit seinen Männern, die oberhalb der Stützmauer an der Straße lagen, keine Verbindung mehr. Die LKW-Fahrer aber mußten durch die MG-Salven alarmiert worden sein.

Da bellte auch schon weiter oben ein MG auf. Es mußte sich um jenes handeln, das direkt an der Stützmauer lag.

Grabert rannte die Straße hinauf. Ein russischer LKW stand quer. Dunkle Gestalten sprangen herunter und warfen sich an der Bergseite in Deckung. Von allen Seiten zuckten Mündungsblitze auf.

Der Oberleutnant konnte die Lage von hier aus nicht übersehen. Er rannte daher wieder zurück und holte das MG von der Sprengungsstelle. Dem Pi-Feldwebel bedeutete er:

„Sie müssen mit den anderen allein fertig werden. Beeilen Sie sich!“

„Jawohl!“ rief der Feldwebel aus dem Rohr heraus.

Wenig später rannte Grabert mit der MG-Bedienung einige Meter die Straße hinauf.

„Hier in Stellung! Mitten auf der Straße. Und feuern, was aus dem Lauf geht!“

Die „Brandenburger“ warfen das MG auf die Straße, luden durch, und der Schütze eins gab Dauerfeuer. Die Russen spritzten auseinander. Jetzt erst merkte Grabert, daß es gar nicht so viele waren, wie er angenommen hatte. Oder lagen die anderen schon in sicherer Deckung? Soweit Grabert feststellen konnte, mußte es sich bei denen hier nur um die Fahrer und Beifahrer handeln. Aber auch sie konnten für das Unternehmen zu einer Gefahr werden.

Plötzlich tauchte Landy neben Grabert auf.

„Du, Sigi, es wird brenzlig. Etwa fünfzehn LKW sind es. Russen dürften es höchstens vierzig sein. Aber die Burschen haben eine gute Deckung und beharken uns ganz schön. Die Gefahr besteht, daß wir auf unsere eigenen Leute feuern.“

Grabert überlegte kurz und antwortete: „Am Steilhang können sich die Russen nicht festsetzen. Also werden sie an der Bergseite liegen. Da haben sie aber nicht viel Spielraum. Wir rollen sie also von beiden Seiten auf. Du kommst mit einem Kommando von oben und ich von unten. Klar?“

„Alles klar“, bestätigte Landy und verschwand in der Dunkelheit. Grabert rannte zu dem MG auf der Straße zurück.

„Weg mit dem Ding! Versteckt es irgendwo hinter den Büschen. Wir nehmen es später wieder mit. Handfeuerwaffen frei machen. Wir gehen an der Bergseite entlang und holen uns die Russen.“

Das MG war schnell versteckt. Grabert nahm noch zwei Landser vom Pi-Trupp mit. Zu siebt rannten sie zunächst in gebückter Haltung die Straße hinauf. Erst als sie die Höhe des ersten LKW erreicht hatten, sprangen sie von der Straße herunter auf die Bergseite.

Es blitzte immer noch von allen Seiten, ohne daß Freund und Feind zu unterscheiden gewesen wären. Die Fahrzeuge standen verlassen auf der Straße.

Zwischen dem steil ansteigenden Felsen und der Straße war ein Spielraum von zwei bis drei Metern, mit Steinen und Sträuchern bedeckt. Nur dahinter konnten sich die Russen versteckt halten. In der gleichen Deckung lagen aber auch die „Brandenburger“, die die Straße zu sichern hatten. Beide Parteien auseinanderzuhalten und nicht auf die eigenen Leute zu schießen, war ein Kunststück.

Grabert hatte sich eine MPi umgehängt. Hinter ihm krochen die sechs anderen. Ihre Zeigefinger waren am Abzug. Ein Felsbrocken. Dahinter blitzte es auf. Freund oder Feind? Grabert schlich darauf zu. Dann ging er vorsichtig um den Brocken herum.

„Magasin!“ rief er leise das russische Kennwort dieser Nacht.

„Magasin!“ kam es mit typisch russischem Akzent zurück.

Da sprang Grabert vor und drückte ab. Eine MPi-Salve bellte auf.

Weiter! Hinter Büschen lagen noch andere Russen. Jene „Brandenburger“, die sich befehlsgemäß im gleichen Gelände verteilt hatten, waren klug genug, sich sofort abzusetzen und an der Talseite der Straße hinter den LKW Deckung zu suchen. Das erleichterte Graberts Vorhaben ganz erheblich. Aber das erfuhr er erst später, als einige dieser Männer auf ihn zugekrochen kamen und sich seinem Kommando anschlossen. Bei Landy lagen die Dinge ähnlich.

Nur wenigen Russen war es gelungen, zu entkommen. Sie versteckten sich hinter Büschen oder versuchten, an den steilen Felsen und Berghängen hinaufzuklettern. In der Dunkelheit konnten sie nicht weiterverfolgt werden.

Etwa in der Mitte des russischen Konvois trafen Grabert und Landy zusammen.

„Na, wie haben wir das gemacht?“ fragte Landy nicht ohne einen gewissen Übermut.

„Nicht zu sicher sein“, dämpfte Grabert. „Ich glaube zwar auch nicht, daß die paar Russen jetzt noch besonders widerstandswillig sein werden. Aber man kann nie wissen.“

Der Pi-Feldwebel meldete sich.

„Herr Oberleutnant, ich bin fertig. Wir können sprengen.“

Grabert war in den letzten Minuten noch eine weitere Idee gekommen.

„Feldwebel, in den russischen LKW ist allerhand explosives Zeug zu finden. Munition und so... Könnte man nicht...?“

„Na klar, Herr Oberleutnant. Dann müssen wir uns aber beeilen. Wir bringen die Fahrzeuge so nahe wie möglich an die Sprengstelle heran und legen Sprengkapseln an die Ladung. Das müßte eigentlich ein grandioses Feuerwerk geben.“

„Worauf warten Sie noch?“ fragte Grabert.

Der erste LKW, der sich quergestellt hatte, wurde der Einfachheit halber den Steilhang hinuntergekippt. Die anderen wurden bis zur Sprengstelle gefahren.

„Nicht so vorsichtig!“ rief der Pi-Feldwebel den Fahrern zu. „Heute könnt ihr ruhig mal Blech verbiegen. Fahrt sie ineinander. Je dichter sie stehen, desto besser.“

Die Pioniere hatten noch einige Minuten zu tun, um die Zündleitungen untereinander zu verbinden. Grabert ließ inzwischen sammeln und begann den Abstieg. Der tote Koudele wurde mitgenommen.

Als sie durch die Wasserrinne bis zur Bucht hinabgestiegen waren, rief der Pi-Feldwebel aus halber Höhe:

„Achtung! Stehenbleiben! Jetzt nicht mehr über die ungedeckte Bucht laufen! Alles in Deckung! Noch eine Minute!“

Die „Brandenburger“ suchten nach Deckung. Jeder starrte auf den Sekundenzeiger seiner Uhr.

Plötzlich schien die Hölle losgelassen zu sein. Der Berg zitterte, grelles Licht blendete die Augen, Gesteinsbrocken und Fahrzeugteile schwirrten mit wildem Getöse in die Tiefe.

„Mensch“, stellte einer der „Brandenburger“ tief beeindruckt fest, „das ist ja nicht zu fassen!“

Die zu Anfang zurückgelassenen Pioniere hatten inzwischen den Rückweg markiert. In aller Eile rannten die „Brandenburger“ auf die Landestelle zu.

Hier mußten sie feststellen, daß eines der Sturmboote von den herabfallenden Gesteinsmassen getroffen und dadurch unbrauchbar geworden war. Die Männer wurden schnell umgruppiert, dann schoben die Pioniere die Boote ins Wasser.

Da knallte es plötzlich von der Straße her.

„Wo kommen die denn so schnell her?“ fragte Landy.

„Wahrscheinlich ein weiterer Transport, der den Schlamassel gesehen hat.“

Das spärliche und schlecht gezielte Feuer der Russen konnte den „Brandenburgern“ auf diese Entfernung jedoch nicht mehr gefährlich werden.

Die Sturmboote rauschten wieder durch die riesige Bucht von Noworossiysk. Hinter ihnen, auf halber Höhe, brannten immer noch die Reste der gesprengten LKW.

Der Auftrag war erfüllt. Aufklärer meldeten am nächsten Tag, daß sich an der Sprengstelle kilometerlange Fahrzeugkolonnen in beiden Richtungen gestaut hätten, die sofort mit Tieffliegern angegriffen worden seien.

Der Nachschub der Russen konnte dadurch empfindlich gestört werden. In der kommenden Nacht brach der russische Widerstand in den Vororten von Noworossiysk zusammen. In den Bergen ging der deutsche Vormarsch wieder zügig voran. In der gleichen Nacht nach dem Unternehmen Graberts konnte Tuapse genommen werden.

Oberleutnant Grabert hatte wieder einmal eine Aufgabe gelöst.

*

Am 9. Juli 1942 trat die Heeresgruppe A zur Offensive in den Kaukasus an. Bis zum 24. Juli war der Durchbruch im Donezbecken gelungen. Die deutschen Truppen verfolgten die fliehenden Gegner bis zum unteren Don. Während bis zum 26. Juli 1942 die Schlacht um Rostow und Bataisk tobte, hatten östlich davon deutsche Vorkommandos bereits den Don überschritten und stießen auf den Kuban zu.

In diese Zeit fällt das Unternehmen der 8. Kompanie unter Siegfried Grabert, der inzwischen zum Hauptmann befördert worden war. Es war nicht Graberts Art, auf Jagdkommandos zu gehen. Das überließ er Offizieren, die dazu besser prädestiniert waren, wie etwa Leutnant Baron von Foelkersam, der monatelang hinter den russischen Linien im feindlichen Hinterland operierte. Oder Hauptmann

Lange, der mit der „Kaukasischen Kompanie“ in der wilden Bergwelt des Kaukasus abgesprungen war, viele Wochen hindurch einen erbitterten Partisanenkampf gegen die Rote Armee durchgestanden hatte und einzelne Bergstämme der Turkvölker zum Aufstand gegen das Sowjetregime gewinnen konnte. Die Liste derjenigen „Brandenburger“, die solche Geheimkommandos durchgeführt haben, ließe sich beliebig verlängern.

Nur wenige Tage vor seinem Einsatz an den Brücken von Bataisk war Grabert in den Sog vorwärtstürender Wehrmachtsverbände geraten, die die beiden heißumkämpften Städte Rostow und Batajsk rechts liegenließen und weiter nach Süden vorstießen. Grabert sah die brennenden Städte. Er ahnte nicht, daß sich hier sein Schicksal erfüllen sollte.

„Noch durchlassen“, flüsterte Hauptmann Grabert und preßte sich hart auf den Boden. Seine Anweisung wurde nach links und rechts durchgegeben.

Die Landser der 8. Kompanie „Brandenburg“ hatten eine gefährliche Position inne. Es war eine mondlose, schwüle Nacht. Von Süden, aus dem Kaukasus, wehte ein leichter Luftzug und brachte etwas Abkühlung. Wenn der Wind seine Wirbel bildete, wurde der Staub der Steppe zu einer Säule hochgehoben und fortgetragen.

Auch die Schuhe der vorbeimarschierenden Russen wirbelten den Staub auf. Die „Brandenburger“ am Rand der Straße mußten ihn schlucken. Sie lagen so nahe an der Rückzugsstraße, daß sie die Russenstiefel mit dem ausgestreckten Arm hätten berühren können.

Es war eine Nebenstraße, etwa fünfzig Kilometer südlich von Bataisk, in der Nähe des Flusses Kagalnik, der weiter westlich ins Asowsche Meer mündet. Auf dieser Straße fuhr nur wenige motorisierte Fahrzeuge. Diese benutzten lieber die Hauptstraße über Kuschtschewskaja, während Panjefahrzeuge, Kavalleristen und Infanterie hier an den „Brandenburgern“ vorbeizogen.

Die Nacht wurde endlos lang. Nichts geschah, was Grabert in der Erfüllung seines Auftrages hätte weiterbringen können.

Da zerrte ihn jemand am linken Bein. Unwillig drehte er sich um. Er konnte kaum erkennen, daß es Oberfeldwebel Landowsky war, „Landy“, sein alter Kampfgefährte aus heißen Tagen. „Was gibt es?“ fragte Grabert. „Muß dich sprechen.“

Grabert kroch auf dem Bauch zurück. In der Kuhle eines ausgetrockneten Tümpels lagen sie kurz darauf nebeneinander.

„Wie soll es eigentlich weitergehen, Sigi?“ fragte Landy. „Wenn wir hier noch drei Stunden liegenbleiben, ist es hell. Und daß dann für uns alle Feierabend ist, dürfte sonnenklar sein.“ Grabert wußte selbst, daß die Lage nicht sehr rosig war. „Ich hatte nicht damit gerechnet, daß die Straße so stark frequentiert ist, und ich weiß, daß irgend etwas geschehen muß, bevor der neue Tag anbricht. Nimm dir ein paar Leute und suche mit ihnen ein Versteck, in dem wir uns notfalls den Tag über verbergen können.“

„Ein Versteck?“ fragte Landy. „Jetzt, mitten im Rückzug der Russen? Jedes Haus wird belegt sein. Mit Truppen und mit Marodeuren. Und in der Steppe gibt es leider keinen Wald und keine Berge.“

„Versuch es trotzdem“, entschied Grabert und kroch ohne weitere Worte wieder bis zur Straße vor. Hier hatte sich inzwischen nichts geändert. Immer noch marschierte der Heerwurm der geschlagenen russischen Armee nach Süden.

Dabei hatte das Unternehmen recht gut angefangen. Im Zuge der an Rostow und Bataisk vorstoßenden Vorausabteilungen war es Grabert mit seinem Kommando gelungen, sich durch die dünnbesetzten Linien der Russen zu schlängeln, die in aller Eile provisorisch errichtet worden waren, und weit hinter die Front vorzustoßen. Seine Männer waren sogar so verwegen, sich zeitweilig in marschierende Kolonnen der Sowjets einzufädeln und einfach mitzumarschieren. Wenn der Tag anbrach, lösten sie sich geschickt vom Gegner und verdrückten sich in einem ausgetrockneten Schilfgelände.

Das ging nicht ohne Zwischenfälle ab. Versprengte Truppenteile und Marodeure, aber auch kriegsunwillige Kosaken und Turkvölker überzogen das Land.

Als es wieder dunkel wurde, marschierte Grabert mit seiner Kompanie weiter. Hier, an dieser Straße, hoffte er, die Führungsspitze der russischen Heeresgruppe „Kaukasus-Front“ in einem Überraschungsangriff gefangenzunehmen und entweder bis zum Eintreffen deutscher Truppen zu verstecken und notfalls zu verteidigen, oder den Versuch zu unternehmen, die russischen Offiziere bis zu den deutschen Linien zu bringen.

Dieses tollkühne Unternehmen war aus einer Reihe von Gründen gestartet worden. Einmal sollte der Stab, nach Aussagen von Überläufern, wichtiges Material über die Neuaufstellung einer Kaukasus-Armee mitführen, zum anderen mußte die Gefangennahme der militärischen Führer dieses Abschnittes das Durcheinander bei den Russen erhöhen. Daraus konnte sich ein beschleunigter Vormarsch der deutschen Verbände und eine Verringerung der Verluste ergeben. Es gab aber noch weitere wichtige Gesichtspunkte, die dieses Unternehmen rechtfertigen sollten. Denn immerhin mußte die erfolgreiche Entführung der Spitzen der Armee bei den Völkern des Kaukasus einen nachhaltigen

Eindruck hinterlassen, der möglicherweise ihre Bereitschaft für eine Zusammenarbeit mit den Deutschen fördern konnte.

Hauptmann Grabert stand mit dem AK in laufender Funkverbindung. Er wußte daher, daß sich das russische Oberkommando der „Kaukasus-Front“ entgegen jeder militärischen Vernunft bis vor kurzem noch im heißumkämpften Rostow befunden hatte und sich im Augenblick nach Bataisk am Südufer des Don absetzte.

Bei Nowotscherkask war unter erbeuteten Papieren eine Karte gefunden worden, auf der die Route des Rückzuges des Armee-Kommandos eingezeichnet war. Es war jene Straße, an der Grabert mit seinen Leuten im Augenblick lag. Ob die Karte überhaupt stimmte oder ob der Plan inzwischen umgeworfen worden war, blieb Graberts Risiko. Nur eine Gewißheit hatte der deutsche Hauptmann: das gesuchte Kommando befand sich immer noch nördlich von ihm und mußte früher oder später nach Süden ziehen. Ob dabei tatsächlich diese Straße benutzt wurde, mußte abgewartet werden.

Gegen drei Uhr morgens ließ der Verkehr auf der Straße etwas nach. Es kamen zwar immer noch Einheiten vorbei, aber mit immer größer werdenden Abständen. Viele Rotarmisten verdrückten sich und suchten nach Quartieren.

Grabert wurde nervös. Es würde bald hell werden, und er mußte hier verschwinden. Um keinen Schritt war er dem Ziel näher gekommen.

Da kroch Landy neben ihn.

„Ich habe etwas gefunden, Sigi. Ein paar Hütten und eine Hühner-Kolchose. Die Hühner wurden von den Roten schon abtransportiert. Aber ein paar Irrläufer gackern noch in der Gegend herum. Wir werden also nicht hungern müssen.“

„Abrücken!“ befahl Grabert, der das Risiko, noch länger an der Straße liegenzubleiben, nicht eingehen wollte.

Die „Brandenburger“ robbten bis zur Senke zurück und sammelten sich dort. Dann marschierten sie in loser Formation in Richtung Osten. Im Morgengrauen tauchten schemenhaft die Hütten der Geflügel-Kolchose auf.

Landy hatte vorsichtshalber ein paar seiner Leute zur Sicherung zurückgelassen. Einer kam ihnen entgegen.

„Herr Hauptmann“, meldete er, „wir sind zu spät gekommen. Oberfeld Landy war gerade weg, als eine Einheit Russen einzog.“

„Wie stark?“ fragte Grabert.

„Etwa Kompaniestärke. Es muß eine Sondereinheit sein, voll motorisiert. Die Männer trugen verhältnismäßig gute Uniformen. Alle haben Maschinenpistolen. Aber Kommisartruppen sind es nicht.“

„Das muß ich mir mal selber ansehen“, sagte Grabert und schlich mit Landy und einem Melder auf die Kolchose zu.

Die Russen hatten nur zwei Posten aufgestellt; alle anderen schliefen. Nicht einmal die Fahrzeuge waren besonders bewacht oder gegen Fliegersicht getarnt.

„Die halten sich für besonders stark“, sagte Landy.

„Vor wem sollten sie sich auch fürchten? Wir befinden uns ja immerhin in ihrem eigenen Lager. Ruf die Leute zusammen! Ich habe da eine Idee.“

Hinter einer Scheune versammelten sich die „Brandenburger“.

„Herhören, Jungs!“ sagte Grabert. „Wir überfallen die Russen ganz einfach. Schwer wird das nicht sein. Es ist mir wichtig, daß uns keiner entkommt. Trotzdem ist jedes unnötige Blutvergießen zu vermeiden. Die Kolchose wird eingekreist, der 1. Zug besetzt sofort alle Fahrzeuge, der 2. Zug die Ausgänge, und mit dem 3. Zug nehme ich mir die Häuser samt Inhalt vor.“

Mehr brauchte Grabert nicht zu sagen. Die „Brandenburger“ waren so aufeinander eingespielt, daß sich jeder einzelne seine Rolle bis ins die Details vorstellen konnte.

Grabert wartete hinter der Scheune die Vorbereitungen ab.

Als der Unkenruf ertönte, sagte er: „Auf geht's!“

Der Kompanietrupp und der dritte Zug schwärmten aus. Langsam arbeiteten sich die Männer an die Hütten heran. Die beiden russischen Posten standen beisammen und rauchten.

Grabert pffte leise durch die Zähne. Drei „Brandenburger“ lösten sich aus der Formation und krochen auf die Russen zu. Vom Anschleichen verstanden sie etwas. Nicht einen Ton gaben die Russen von sich, als sie zusammensackten. Bevor sie überhaupt wußten, was um sie herum geschah, lagen sie bereits auf dem Boden und wurden gefesselt und geknebelt.

„Gut“, sagte Grabert. „Weiter geht's!“

Die Männer teilten sich, umstellten die Hütten und besetzten Türen und Fenster. Ein Pfiff! Die „Brandenburger“ sprangen in die Hütten, ließen ihre Taschenlampen aufblitzen, stiegen über die schlafenden Russen hinweg und rissen deren Waffen an sich, um sie dann zum Fenster hinauszuerwerfen. In weniger als zehn Minuten war alles vorbei. Die gefangenen Russen hockten verdattert in ihren Hütten und wurden noch einmal nach versteckten Waffen durchsucht. Keiner dachte an Widerstand.

Trotzdem wäre es fast zu einer Panne gekommen. Zwei Rotarmisten war es in der stickigen Hütte offensichtlich zu heiß gewesen. Sie hatten sich im Freien zum Schlafen niedergelegt. Von den „Brandenburgern“ nicht bemerkt, waren sie durch die Geräusche wach geworden. Zunächst rührten sie sich nicht und beobachteten nur. Als die Deutschen dann die Hütten aushoben und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Entwaffnung richteten, verdrückten sich die beiden und rannten nach Westen, in Richtung zur Straße. Nur der Aufmerksamkeit einiger Männer des zweiten Zuges war es zu verdanken, daß die beiden noch rechtzeitig geschnappt werden konnten. Der eine setzte sich zur Wehr und wurde niedergeschossen. Es war der einzige Tote, den es bei diesem Überfall auf der Feindseite gab.

Inzwischen war es hell geworden. Hauptmann Grabert konnte sich und seinen Leuten noch immer keine Ruhe gönnen. Er rief zum Sammeln. Eine Gruppe des ersten Zuges übernahm die Bewachung der Gefangenen. Die übrigen „Brandenburger“ versammelten sich im Halbkreis um ihren Kompaniechef.

„Herhören!“ begann Hauptmann Grabert. „Wir verpflegen uns jetzt aus den reichlichen Beständen der Russen. Dann ziehen wir ihnen die Uniformen aus. In spätestens einer Stunde sind wir waschechte Rotarmisten. Typische Kennzeichen wie randlose Brillen, Goldringe, Armbanduhren usw. haben zu verschwinden. Kontrolliert euch gegenseitig. Die erste Gruppe bleibt hier und bewacht die Gefangenen und unsere Waffen. Drei Fahrzeuge bleiben ebenfalls zurück, für den Fall, daß der Zug angegriffen wird. Er soll dann versuchen, sich vom Gegner zu lösen, nach Norden auszubrechen und Anschluß an die 13. Panzerdivision zu suchen. Wir anderen spielen diesmal Russen.“

„Dawai, dawai!“ riefen einige. Für viele „Brandenburger“ war es das einzige russische Wort, das sie kannten. Natürlich gab es auch russisch sprechende Balten, Sudetendeutsche und Volksdeutsche aus Polen in der Kompanie.

Die Verpflegung, über die sie sich anschließend hermachten, war ausgezeichnet. Das russische Sonderkommando mußte auf seinem Rückzug eine Kolchose ausgeplündert haben. Grabert ließ seine Leute gewähren. Er wußte nicht, wann sie wieder Verpflegung fassen konnten.

Während die einen über einem offenen Feuer Schweinehälften grillten, verwandelten sich andere schon in Russen. Die Rotarmisten protestierten zwar, aber es nützte ihnen nichts. Zum Schluß waren sie froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Die deutschen Fahrer untersuchten inzwischen die russischen LKW und machten sich mit deren Bedienung vertraut. Dabei stellten sie fest, daß es sich bei der russischen Einheit um ein Brückensprengkommando oder etwas Ähnliches handeln mußte. Das Material, das die Fahrzeuge geladen hatten, deutete jedenfalls darauf hin.

Immer mehr „Russen“ beherrschten die Szene. Die Fahrer unternahmen erste Fahrversuche.

Auf die Minute pünktlich stand die 8. Kompanie zum Abmarsch bereit. Etwas schwer wurde nur der Abschied vom ersten Zug, der in einer fast hoffnungslosen Lage zurückgelassen werden mußte. Aber es war undenkbar, eine so schwierige Aufgabe mit rund hundert russischen Gefangenen im Schlepptau zu lösen. Sie einfach laufenzulassen, wäre genauso abwegig gewesen.

So blieb nur der Ausweg, sie unter Bewachung zurückzulassen. Und, um es vorwegzunehmen: Der Zug wurde später von den Spitzen der 13. Panzerdivision aufgenommen, so daß ihm sogar die mörderischen Brücken von Bataisk erspart blieben.

Grabert fuhr indessen mit seiner Einheit quer durch die Steppe, auf die Straße zu. Der Verkehr in Nord-Süd-Richtung war trotz der frühen Morgenstunden schon wieder in vollem Gange.

Der deutsche Hauptmann zögerte nur kurz, dann entschied er sich, „mit dem Strom zu schwimmen“ und nach Süden zu fahren. Gekonnt fädelt er sich in die russischen Kolonnen ein und fuhr in Richtung zum Kaukasus. Sie kamen durch Dörfer, in denen ein unbeschreibliches Chaos herrschte.

Plötzlich tippte der Funker auf Graberts Schulter. Der drehte sich unwillig um; auch er war inzwischen etwas nervös geworden.

„Herr Hauptmann, ein wichtiger Funkspruch. Wir sollen sofort umdrehen.“

Grabert las den Funkspruch durch. Dann ließ er halten, stieg aus und machte stumme Gebärden, die nur seine Leute verstanden. Sprechen durfte er nicht, es waren zu viele Russen in der Nähe.

Nun mußte Graberts Einheit doch noch „gegen den Strom“ schwimmen. Die zurückflutenden Russen hatten zwar nichts dagegen, aber manches Spottwort mußten sich die „Brandenburger“ anhören, die es verstehen konnten.

*

Das II. Bataillon, „Lehrregiment Brandenburg z.b.V. 800“, war am 1. Juli 1942 von Wien aus per Bahn über Jassy nach Kischinew gebracht worden. Mit Fahrzeugen ging die Fahrt weiter über Odessa nach Nikolajew. Dort hatte die Wasserpionier-Kompanie „Brandenburg“ bereits auf den erwähnten Sondereinsatz gewartet.

Nur einen Tag später war die Einheit über Cherson-Perekop-Melitopol-Mariopol nach Taganrog in Marsch gesetzt worden, wo sie Verbindung zu der 13. Panzerdivision unter Generalmajor Herr aufzunehmen hatte, der die Panzergruppe Kirchner (13. PD, SS-Division Wiking, eine slowakische Division) unterstand.

Der zweite Sonderauftrag ging sofort an den kampferfahrenen Hauptmann Grabert. Er sollte im Stil der „Brandenburger“ an der Einnahme von Rostow mitwirken. Infolge einer Fehldisposition war jedoch die 8. Kompanie zu weit östlich eingesetzt worden und hatte mit den anderen V-Abteilungen zusammen den Don bereits überschritten, als reguläre deutsche Einheiten in der Stadt mit den Russen noch in schweren Gefechten lagen. Aus dieser Situation heraus war im AK in aller Eile der Plan entwickelt worden, die Position Graberts auszunutzen. Er erhielt den Befehl, das Kommando der russischen Heeresgruppe „Kaukasus-Front“ gefangenzunehmen.

Für das AK erst zwei Tage später - und beinahe zu spät - wurde der eigentliche Spezialauftrag Graberts bekannt. Er sollte den rund 6.000 Meter langen Brückendamm über das Don-Delta zwischen Rostow und Bataisk nehmen. An diesen Auftrag erinnerte sich das AK jedoch erst zu einer Zeit, als die deutschen Angriffsspitzen sich bereits festgefahren hatten.

Erst gegen Mittag des 23. Juli war es den vordersten Verbänden der deutschen Angriffsgruppen gelungen, in die Vororte von Rostow einzudringen. Es kam zu schweren Häuserkämpfen. Russische und deutsche Luftangriffe gingen fast pausenlos auf den Stadtkern nieder. Die Russen hatten sich an jeder Häuserecke festgekrallt.

Die „Brandenburger“ sprangen von ihren LKW, zum Teil direkt ins Gefecht. Andere kämpften sich einen Weg über den Damm und kreisten die Sowjets ein. Der Kampf dauerte keine fünf Minuten. Das wertvolle Sprengmaterial war eine Bereicherung für das Kommando.

„Weiter!“ keuchte Grabert.

„Du bist verwundet?“ stellte Landy fest.

„Nicht der Rede wert. Im Wagen wickle ich mir einen Verband darum.“

Sie fuhren weiter. Der Kampfärm kam stetig näher. Grabert riß ein Verbandspäckchen auf und wickelte die Binde um den Kopf. Mehr konnte er im Augenblick nicht tun.

„Da vorn!“ rief der Fahrer.

Grabert und Landy beugten sich nach vorn. Dunkle Schatten zeichneten sich gegen den Schein der brennenden Stadt ab.

„Panzer!“ rief Landy erschrocken. „Der Damm ist nicht breit genug, wir werden kaum an ihnen vorbeikommen.“

„Außerdem werden sie sowieso etwas dagegen haben.“

Die Panzer ließen sie wirklich nicht vorbei. Kein Russe, und zu allerletzt die Nachkommandos, rechneten damit, daß jetzt noch neue Truppen in die Stadt geworfen würden. Obgleich im Zentrum und den südlichen Bezirken immer noch hart gekämpft wurde, galt Rostow für die Russen bereits als verloren. Zu dieser Zeit waren auch schon fast alle Stäbe abgezogen. Die hier zurückgehenden Panzer waren die letzten, die dem Straßenkampf entkommen waren und nun in Sicherheit gebracht werden sollten.

„Prost Mahlzeit!“ sagte Landy. „Wenn wir uns wenigstens über die Verkehrsregeln mit ihnen einigen könnten.“

„Hier gibt es keine Einigung mehr“, sagte Grabert, der die Lage sofort erkannt hatte. Er stellte sich auf das Trittbrett und rief nach hinten: „He, Jungs, da vorn sind Panzer, die uns nicht durchlassen wollen. Und wir sitzen auf Pioniermaterial und Sprengstoffen.“

Die „Brandenburger“ begriffen sofort.

„Also dann“, befahl Grabert, „macht euch fertig! Noch zwei Minuten. Nur die Mannschaft des ersten Wagens greift an. Die anderen halten sich bereit.“

Das Rattern der Gleisketten wurde immer lauter und übertönte das Motorengeräusch der LKW. Der Damm vibrierte.

Grabert saß vornübergebeugt da.

„Man kann nicht sehen, wie viele es sind.“ Dann legte er seine linke Hand auf den Arm des Fahrers und sagte: „Langsamer! Achtung! Stop! - Los, raus, Jungs!“

Der Wagen hielt ruckartig an und kam keine drei Meter vor dem ersten Panzer zum Stehen. Auch der Panzerfahrer hatte den LKW gesehen und gehalten. Dreißig deutsche Landser in russischen Uniformen sprangen vom Wagen und rannten auf die Panzer zu. Jeder suchte sich sein Ziel.

Grabert spürte nun infolge des Blutverlustes doch eine leichte Benommenheit. In dieser Situation durfte er nicht viel riskieren. Er mußte die Führung über seine Leute in der Hand behalten. So stieg er lieber wieder ein.

„Zurückstoßen!“ rief er dem Fahrer zu, „sonst fliegt uns das Zeug noch um die Ohren.“

Der Fahrer beugte sich aus dem Führerhaus und gab entsprechende Zeichen nach hinten. Aus den Luken der russischen Panzer tauchten die ersten Köpfe auf. Russische Worte und Fragen wurden

laut. Allmählich kam den Rotarmisten die Sache spanisch vor. Aber als Graberts Fahrzeug zurückstieß, war ihr Mißtrauen wie weggeblasen.

Plötzlich erzitterte der Damm. Grelle Blitze zuckten auf. Starke Luftdruckwellen ließen die LKW wanken. Stichflammen schossen in die Höhe, Eisenteile flogen durch die Luft, es wurde nach dem Sanitäter gerufen.

Landy schleppte den ersten Verwundeten heran. Manch einer war durch Eisenteile verletzt worden, die durch die Sprengung der Panzer in die Luft gewirbelt worden waren.

Grabert kletterte wieder aus dem Wagen und half, wo er konnte.

„Wie sieht es aus?“ fragte er Landy.

„Gut! Werden so an die zwanzig Stück gewesen sein. Wir haben ganze Arbeit geleistet. Die letzten haben wir gekapert. Sie sollen die Wracks in den Sumpf schieben.“

Grabert mobilisierte die Männer auf den anderen Wagen. Sie hatten die Verwundeten zu bergen und verwundete Russen zu entwaffnen. Gleichzeitig wurden die Trümmer der gesprengten Panzer von der Straße geräumt.

Da tauchte eine neue Gefahr auf!

Die zahlreichen Stichflammen der explodierenden Panzer waren von den B-Stellen der Artillerie beobachtet worden. Da der Damm ohnedies unter Artilleriebeschuß lag, mußten die Beobachter annehmen, daß ein Munitionstransport getroffen worden sei. Ein beliebtes Ziel für Artilleristen! Und schon rauschte es heran. Erste Lage!

Wumwumwumwum...!

Dreck und stinkendes Wasser wurden hochgespritzt. Nur eine Granate lag auf der Straße, die anderen landeten im Sumpf. Da rauschte schon die nächste Lage heran. „Schnell in Deckung!“ brüllte Grabert.

Aber so schnell konnten die Fahrer in den gekaperten russischen Tanks die Wracks auch nicht von der Straße schieben. Es war dunkel und die Fahrbahn schmal. War eine Kette erst einmal mit dem Sumpf in Berührung gekommen, fand sie keinen Halt mehr, und der Panzer sackte ab.

Die „Brandenburger“ stürmten vor und halfen, so gut es ging. Vor den heranrauschenden Granaten suchten sie zwischen den Panzern Schutz. In den Feuerpausen machten sie die Straße frei.

Der erste LKW, in dem Grabert gefahren war, erhielt einen Volltreffer. Feurige Schlangen schossen zwischen den Panzern entlang, erfaßten die dort in Deckung liegenden „Brandenburger“ und steckten ihre Uniformen in Brand. Die Männer sprangen aus Verzweiflung in den

Sumpf. Der LKW hatte das Pioniergerät und die Sprengstoffe der Russen geladen. Einige Verwundete hatten sich außerdem im Wagen befunden.

Als Grabert, den der Luftdruck der gewaltigen Explosion über den Damm geschleudert hatte, wo er sich gerade noch an einem Stein festhalten konnte, vom Ausmaß dieses Treffers hörte, stürmte er nach hinten.

„Sofort alle Wagen räumen! Los, 'raus! Verwundete nach vorn bringen!“

Aber nur die Fahrer waren noch bei den Wagen. Alle anderen waren damit beschäftigt, das Chaos auf der Straße zu entwirren. Im Feuerhagel der Granaten leistete Grabert trotz seiner stark blutenden Wunde schier Übermenschliches. Zusammen mit den Fahrern trug er die Verwundeten aus den Wagen nach vorn. Nicht für alle bedeutete das die Rettung. Noch zwei Wagen gingen im letzten Augenblick in die Luft, bevor die Rettungsaktion sie erreichte.

Endlich war die Straße frei. Aber die Arbeit war umsonst getan, denn kein LKW war mehr fahrbereit.

„Die Verwundeten in die erbeuteten Panzer oder auf die Panzer drauf! Und dann nichts wie 'raus aus dieser Hölle!“ befahl Grabert.

Alle Männer packten an. Die Verwundeten wurden, je nach dem Grad ihrer Verletzung, entweder in die Panzer hineingehoben oder darauf festgebunden. Vier russische Panzer waren noch intakt. Mit ihnen als Spitze und ihrer traurigen Last ließ Grabert nach Norden weiterfahren.

Als der Damm zu Ende war, spiegelte sich vor ihnen das brennende Rostow in den Fluten des Don. Die Panzer hielten. Grabert blickte zum anderen Ufer hinüber. Dort wurde zwar immer noch gekämpft, aber dort lagen auch seine Kameraden.

„Mitkommen!“ rief Grabert einigen Landsern zu. Sie kletterten die Böschung hinunter und standen bald vor einem Nebenarm des Don. In das Schlagen der Wellen mischten sich plötzlich andere Geräusche.

Grabert suchte durch sein Nachtglas die Wasseroberfläche ab. Dann nickte er. Russische Schlauchboote wurden an das Ufer gepaddelt. Grabert stieß seine Männer an.

„Alles klar?“ fragte er leise.

Der Hauptmann konnte nicht sehen, wie seine „Brandenburger“ reagierten. Aber er wußte auch so, daß sie ihn verstanden hatten.

Die Sicht war gegen die brennende Stadt verhältnismäßig gut, und die aus den Booten kommenden Russen waren im Nachteil.

Als die „Brandenburger“ plötzlich neben ihnen auftauchten, wurden nur ein paar Worte gewechselt; dann wurde nicht mehr gesprochen. Die überraschten Russen kamen kaum zu einer Gegenwehr. In wenigen Minuten waren die Deutschen im Besitz der Schlauchboote.

Zuerst wurden die Verwundeten über die Böschung getragen und in die Boote gelegt. Dann stiegen die unverletzten „Brandenburger“ dazu. Nicht alle konnten in den Booten unterkommen. Die anderen zogen ihre Stiefel aus, legten die Waffen in das Boot und schwammen nebenher.

Oben, auf dem kleinen Damm, gingen die letzten vier Russenpanzer in die Luft. Fast gleichzeitig stießen die Boote vom Ufer ab.

Peng - peng - peng...!

Im Wasser spritzten kleine Fontänen hoch. Von irgendwoher wurden sie beschossen. Von den Russen? Von eigenen Leuten? Es war nicht festzustellen.

Endlich stieß das erste Boot am Nordufer an. Es war durch eine schräge Steinmauer befestigt, an der Landy mit einigen Männern hochkletterte, um eine Art Brückenkopf zu bilden. Niemand wußte im Augenblick zu sagen, wo sich Freund oder Feind befanden.

Zuerst Würden die Verwundeten hochgetragen. Ein Vorortbahnhof wurde ausgemacht, der von zahlreichen Katen umgeben war/Grabert durchsuchte sie mit einigen Landsern und stellte fest, daß sie verlassen waren. Die Verwundeten wurden hier untergebracht und eine Gruppe zu ihrer Bewachung zurückgelassen. Mit dem Rest seiner Leute stürmte Grabert weiter. Er wollte und mußte endlich Anschluß an deutsche Truppen erhalten. Denn dort drüben wartete der viel größere und wichtigere Damm auf ihn, dem sein eigentlicher Auftrag galt.

Seit Stunden hatte er keine Funkverbindung mehr zur 13. PD. Er wußte nicht, ob der Damm überhaupt noch so wichtig war, nachdem andere deutsche Einheiten an ihm vorbei tief nach Süden vorgestoßen waren. Aber das konnte er in der gegenwärtigen Situation nicht beurteilen.

Ausgerechnet in jenem südlichen Stadtteil, in dem Grabert mit seinen Leuten gelandet war, wurde noch erbittert gekämpft. Die hier stehenden Rotarmisten waren Elitetruppen und setzten sich zum großen Teil aus sibirischen Komsomolzen (sowjetische Jugendorganisation) zusammen. Sie wußten, daß die Stadt offiziell bereits geräumt war und sie vom Gegner keine Gnade mehr zu erwarten hatten. Trotzdem kämpften sie weiter, und das buchstäblich bis zum letzten Blutstropfen.

Auf dem Weg zum Zentrum der Stadt geriet Grabert in eine Arbeitersiedlung.

Da rauschte es auch hier heran. Die Russen stoben auseinander. Auch die „Brandenburger“, immer noch in ihren russischen Uniformen, suchten nach Deckung. Deutsche Artillerie hatte das Feuer auf den letzten Stützpunkt von Rostow eröffnet.

Was nun folgte, war selbst für Grabert und seine Leute zuviel. Schlag auf Schlag und in dichter Folge krepitierten mittlere und schwere Kaliber in den Schluchten der Häuser, rissen ganze Häuserfronten auf und brachten die Gebäude zum Einsturz.

Menschen, vor allem Frauen und Kinder, liefen in panischem Schrecken auf den Flußarm zu und suchten sich hier in Sicherheit zu bringen. Bewaffnete Jugendliche wurden von Kommissaren in Eilmärschen aus der einen Gefahrenzone in die andere geführt: Aber auch Grabert wollte hier nicht begraben werden.

„Los, wir laufen hinter denen her!“

Niemand achtete auf die „Brandenburger“ in den Uniformen der Roten Armee. Sie hängten sich einfach an eine der vielen Kolonnen an und liefen mit. Endlich waren sie aus dem Zentrum des Artillerieangriffes heraus.

Als das blecherne Krepieren von Werfergranaten zu hören war, wußten sie, daß sie sich der Front wesentlich genähert hatten. Wieder spritzten die Russen auseinander.

Grabert lehnte an einer Hauswand. Keine zweihundert Meter vor ihm, an einer Straßenkreuzung, war eine Barrikade aufgerichtet, hinter der Russen lagen und feuerten. Grabert sah zu Landy hinüber. Der nickte nur. Die beiden hatten sich verstanden. Dann suchte Grabert nach seinen Leuten. Sie lagen in unmittelbarer Nähe in Deckung. Auch sie mußten ihren Hauptmann verstanden haben.

Immer an den Häusern entlang, arbeiteten sich die „Brandenburger“ an die Barrikade heran. Noch zehn Meter! Die Landser rückten enger auf, bis sie eine breite Front bildeten.

Hauptmann Grabert blickte sich noch einmal um. Jeder seiner Männer war zum Äußersten entschlossen. Nicht einer zeigte auch nur die geringste Angst. Da hob der Hauptmann den Arm. Maschinenpistolen wurden an die Hüften gerissen, Abzüge durchgezogen.

Die „Brandenburger“ säuberten die Straße. Grabert bereitete unterdessen das nie ganz gefahrlose erste Zusammentreffen mit der eigenen Truppe vor. Er steckte eine weiße Fahne auf die Barrikade und schwenkte sein Gewehr. Vorsichtig kamen deutsche Grenadiere näher, ihre Gewehre schußbereit in den Händen. Als die ersten die Barrikade erklommen hatten und russische Uniformen sahen, wollten sie sofort schießen.

Unteroffizier Lange staunte nicht wenig, und es sollte ihm ewig in Erinnerung bleiben, als er von einem „russischen“ Offizier in leicht schwäbischem Tonfall angerufen wurde:
„Nicht schießen! Wir sind Deutsche! Von der Division ‚Brandenburg‘!“

*

Am nächsten Tag, es war der 25. Juli 1942, ereilte Hauptmann Siegfried Grabert sein Schicksal. Noch einmal mußte er auf einen Damm. Diesmal auf den großen 6.000 Meter langen Damm zwischen Rostow und Bataisk.

An der zweiten Brücke ging es nicht mehr weiter. Mit seinem verlorenen Haufen lag er vorn, während die Russen ein bis dahin noch nie erlebtes Artilleriefeuer losließen, um jede Verstärkung und jeden Nachschub zu unterbinden.

So blieb Grabert, mit seinen Leuten ganz auf sich gestellt, ohne jede Aussicht auf Entsatz, liegen. Er wurde von den Russen so lange am Damm festgenagelt, bis er sich zu einer Verzweiflungstat entschloß. Er wollte wenigstens den Brückenkopf der zweiten Brücke noch nehmen, um das mörderische Artilleriefeuer zu stoppen. Während er mit seinen letzten Männern zum tollkühnen Sturmangriff antrat, kamen die Russen aus den Sümpfen heraus und packten Grabert in der Flanke.

Zuerst wurde Hauptmann Grabert am Kopf verletzt. Aber er kämpfte weiter. Schließlich erhielt er noch einen Bauchschuß.

Er hörte die deutschen Panzer nicht mehr, die über den Damm in Richtung zum Kaukasus rollten.

Nachträglich wurde er zum Major befördert und am 6.11.1943 mit dem 320. Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.